UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.

3. Jahrgang, Heft 3 Mai/Juni 1973

Das Offertorium

Von Andreas Schönberger

Die Frage nach Sinn und Notwendigkeit des Offertoriums der Messe scheint aktueller denn je zu sein. Im folgenden soll versucht werden, einen Überblick über den in der Dezembernummer 1971 von ‚Itinéraires' veröffentlichten Beitrag des P. M.-L. Guérard de Lauriers O. P. zu diesem Themenkreis zu geben.

Das Offertorium der römischen Messe war in der Vergangenheit und ist auch heute noch und wieder ein Hauptstreitpunkt zwischen Katholiken und Protestanten (und droht zu einer innerkatholischen Auseinandersetzung zu führen, sofern man nicht bereits von einer solchen sprechen muß!). Das mag zunächst überraschen. Denn die Gebete des römischen Offertoriums scheinen — zumindest was ihre endgültige Form angeht — kaum älter als ein Jahrtausend zu sein. Hinzu kommt, daß das Opfer der Messe im Augenblick der Wandlung verwirklicht wird, so daß Historiker und Theologen sich darauf einigen könnten, Gebete nach Belieben zu ändern, deren kontingenter Charakter offenbar außer Zweifel steht. Doch das wäre eine sehr primitive Argumentation. Wenn auch die Opferungsgebete nicht zum Wesen des Opfers gehören und die Gültigkeit der Messe nicht bedingen, so gehören sie dennoch als notwendiges und integrierendes Teilstück zur Opferökonomie des Neuen Bundes.

Die Offertoriumsfrage und die Finalität der Messe

Das Meßopfer, das mit dem Opfer auf Kalvaria wesentlich identisch ist (Credo Pauls VI.), ist gleich diesem letztlich hingeordnet auf die Verherrlichung Gottes und unmittelbar auf das Heil des Menschen. Beide Zielsetzungen verlangen aber zu ihrer Verwirklichung, daß in dem Akt, in dem

die Messe Opfer Christi ist, sie auch zugleich und in einem dargebracht werde als ein Opfer, das aus dem Eigenen des Menschen hervorgeht, insofern dieser einerseits ein vernünftiges, im „Worte" geschaffenes Wesen und andererseits ein durch Christus losgekaufter Sünder ist.

„Wenn alles unterworfen sein wird, dann wird der Sohn demjenigen unterworfen werden, der ihm alles zu Füßen gelegt hat, so daß Gott alles in allem sein wird" (1. Kor. 15, 28). Nun stellt aber der Opferakt für Christus den erhabensten Ausdruck seiner eigenen „Unterwerfung" dar und bewirkt auf Erden und in der Herrlichkeit, daß „Gott alles in allem sei".

Für das vernünftige Geschöpf bedeutet dies, daß es zeige, wie Gott auch in ihm „alles in allem" ist, d. h. durch einen Akt, der in freier Form seine ihm eigene Existenzweise ausdrückt, muß es vor allem anderen anerkennen, daß Gott sein Schöpfer ist. Dieser Akt ist das Opfer der natürlichen Religion. Da aber Christus „sich alles selber unterwirft", muß er dieses Opfer des Geschöpfes seinem eigenen Opfer unterordnen, muß es übernehmen. Das gilt auch für das Meßopfer, welches wesentlich Opfer Christi ist. Da aber das Opfer der natürlichen Religion das Opfer des vernunftbegabten Geschöpfes ist, vermag es als solches im Akt des Opfers der Messe nur dann verwirklicht zu werden, wenn letzteres in irgendeiner Form von der vernunftbegabten Kreatur als eigenes dargebracht wird. Die letzte Zielsetzung des Opfers verlangt also, daß .die Messe kraft der innerlichen Bestimmung desselben Aktes das Opfer Christi und das Opfer eines jeden Opfernden sei.

Die gleiche Schlußfolgerung ergibt sich nicht weniger notwendig aus der unmittelbaren Zielsetzung des Opfers, der Erlösung nämlich, oder, anders ausgedrückt, aus der Tatsache, daß die Messe ein Sühnopfer ist, wie das Konzil von Trient sagt. Auch wenn „Christus für alle gestorben ist" (2. Kor. 5, 15), so empfangen doch nicht alle die Wohltat seines Sterbens, sondern nur diejenigen, denen das Verdienst der Passion Christi mitgeteilt wird. Obwohl Christus für alle gestorben ist, verlangt die Erlösung zu ihrem Vollzug einen in Freiheit gesetzten Akt des Menschen, den dieser zusammen mit der Gnade, die ihn anruft, verweigern kann. Demnach wird niemandem die Wohltat der Erlösung zuteil ohne einen persönlichen Beitrag zu ihrem Empfang. Andererseits betrifft die „Mitteilung", deren Wirkung dieser Empfang ist und die von Christus ausgeht, direkt den Akt der Erlösung. Daraus muß man schließen, daß niemand erlöst wird ohne seine persönliche Mitwirkung an der Mitteilung des Aktes, in dem sich die Erlösung vollendet, in dem Akt des sich selber aufopfernden Christus nämlich. Da man aber an einem Akte nur mitwirkt, indem man ihn ausübt, folgt daraus, daß das Erlöstwerden die Darbringung des Opfers, das Christus selber vollzieht, als eines persönlichen Opfers voraussetzt.

Das Opfer Christi ist aber, sei es auf Golgatha, sei es auf dem Altar, die vollkommene Verwirklichung nicht nur der bildhaften Opfer des Alten Bundes, die es ersetzt und abschafft, sondern auch des der natürlichen Religion eigentümlichen Opfers, das es aufnimmt und vollendet. Denn dieses Opfer ist im wesentlichen und unabhängig von seinen zufälligen Modalitäten der Akt, durch den die vernünftige und freie Kreatur bewußt und freiwillig zur Verherrlichung des Schöpfers ihre Seinsweise, die des Geschöpfes nämlich, zum Ausdruck bringt. Da jedoch die Ursünde die ursprüngliche Ordnung gestört hat, kann die Verherrlichung Gottes nur durch die Erlösung hindurch erfolgen. Genau gesagt vermag innerhalb der erneuerten Schöpfung das Opfer der natürlichen Religion Bestand zu haben nur im Akt des vom fleischgewordenen Wort dargebrachten Opfers. Die Sünde hat in bezug auf das Opfer nicht die mit der Natur gegebene Notwendigkeit seiner Darbringung beeinflußt, sondern seine „Annahme", die allein es vollendet. Gott war es sich in seiner Weisheit schuldig, das Opfer des unversehrten und begnadeten Menschen anzunehmen. Er tut es nicht mehr für einen Menschen, der sich selbst von ihm durch die Sünde getrennt hat. Der Mensch ist also in der Unmöglichkeit, seine eigene Bestimmung zu erreichen, ohne sie jedoch ändern zu können. Durch die Erlösung gibt Gott — unentgeltlich und mirabiliori modo — dem Menschen die Möglichkeit zurück, ein wohlgefälliges Opfer darzubringen. So versteht man, warum das Opfer Christi zugleich das Opfer des Menschen sein muß. Gäbe es zwei einander fremde oder überlagernde Opfer, wäre das Opfer Christi nicht das Opfer des Menschen und in einem Sinne dasselbe Opfer, wäre die Erlösung verfehlt.

Die einzelnen Gebete des römischen Offertoriums und die Finalität des Meßopfers

a) Das Gebet „Suscipe Sancta Trinitas" und das letzte Ziel (finis ultimus) der Messe

Es fehlt in der neuen Meßordnung. Man hat behauptet, es sei eine Wiederholung des bereits vorher in den Opferungsgebeten Gesagten. In Wirklichkeit enthält das „Suscipe Sancta Trinitas" drei Dinge, die noch nicht ausgesprochen sind, darunter zwei wesentliche Wahrheiten:

Suscipe Sancta Trinitas: das Opfer wird Gott dargebracht, nicht dem „Gott des Universums", der auch das „höchste Wesen" oder die „Göttin Vernunft" oder sogar der „tote Gott", der im erhöhten Menschen aufersteht, sein könnte, sondern Gott, wie er ist — Einer und Dreifaltiger —, wie er sich durch das fleischgewordene Wort offenbart hat.

Das „Suscipe Sancta Trinitas" bestätigt also die Urwahrheit der christlichen Religion, daß sich die Darbringung des Opfers an Gott, wie er in sich selber ist, richtet. Es ist also keine Wiederholung, sondern drückt die Wahrheit aus, die durch den Gebrauch der seltsamen Redensart „Deus universi" gefährdet ist.

Ob memoriam passionis, resurrectionis et ascensionis JCDN . . .: Das Opfer wird dargebracht in dem Verlangen, daß es angenommen werde. Es gibt aber kein anderes „angenommenes" Opfer als das Opfer Christi. Die Darbringung des Opfers muß sich also von vorneherein in der Linie, oder genauer, in der Kraft des Gedächtnisses und innerhalb des Gedächtnisses des einzigen angenommenen Opfers vollziehen. Mit der Darbringung des Opfers beginnen zu wollen, ohne sich ausdrücklich auf das einzige von Gott angenommene Opfer zu beziehen, heißt eine Art Religion des Menschen begünstigen, die glaubt, von sich aus in der Lage zu sein, Gott etwas zu schenken. Man wird einwenden, durch die Abschaffung des Suscipe Sancta Trinitas habe man auf diese Wahrheiten nicht verzichtet. Doch, ob man will oder nicht, *in der Liturgie verzichtet man faktisch auf etwas, was man nicht mehr ausdrückt, obwohl es bis dahin ausgedrückt war.*

An dritter Stelle enthält das Suscipe Sancta Trinitas die Wendung: et in honorem beatae Mariae semper Virginis, et beati Joannis Baptistae, et sanctorum Apostolorum Petri et Pauli . . . Im neuen Meßordo scheinen Maria und die Heiligen das Schicksal der Dreifaltigkeit zu teilen . . .

b) Die Gebete des römischen Offertoriums und das unmittelbare Ziel des Meßopfers bzw. der Sühnecharakter desselben

Das unmittelbare Ziel des Opfers, das Christus darbrachte und mit dem er sich selbst aufopfert, ist, sei es auf Golgatha, sei es auf dem Altar, das Heil des Menschen:

Die drei ersten Gebete des römischen Offertoriums und, diese zusammenfassend, das „Suscipe Sancta Trinitas" erinnern ausdrücklich daran, daß das Meßopfer auf das Heil der Menschen hingeordnet ist. Der Neue Ordo dagegen schreibt lediglich vor, Brot und Wein dem Gott des Universums darzubringen.

Das „In spiritu humilitatis" und das „Veni Sanctificator" sprechen aus, daß das Opfer Christi, das in der Messe aktualisiert wird, gleichzeitig auch das Opfer des Menschen ist, und bringen auf diese Weise das „Wie" der Hinordnung des Meßopfers auf das Heil zum Ausdruck.

In spiritu humilitatis et in animo contrito suscipiamur a te, Domine:	Im Geist der Demut und mit zerknirschtem Herzen mögen wir bei dir Aufnahme finden.
Et sic fiat *sacrificium nostrum*, in conspectu tuo hodie, ut placeat tibi, Domine Deus.	So werde unser Opfer heute vor deinem Angesichte, auf daß es dir wohlgefalle, Herr und Gott.
Veni Sanctificator, omnipotens aeterne Deus; et benedic *hoc sacrificium* tuo sancto nomini praeparatum.	Komm, Heiligmacher, allmächtiger, ewiger Gott und segne dieses Opfer, das deinem heiligen Namen bereitet ist.

Wir haben das Wort sacrificium im Druck hervorgehoben. Dieses Opfer, das *unser* ist, weil es von uns ausgeht, wird gleich darauf als *das* Opfer bezeichnet. Denn *objektiv* betrachtet gibt es keine zwei Opfer. *Objektiv* gesehen, d. h. *ontologisch* muß unser Opfer „umgewandelt" werden in das Opfer Christi. Das bringt das römische Offertorium exakt in seiner knappen aber lichtvollen Formel zum Ausdruck: Aus dem „sacrificium nostrum" des „In spiritu humilitatis" wird im „Veni Sanctificator" *hoc* sacrificium, *dieses* Opfer, das *einzige* Opfer.

Im neuen Ordo fehlt das Veni Sanctificator und damit wird dieser so wichtige Zusammenhang zerstört. Wohl *kann* man im Orate fratres die Feststellung der Einheit zwischen unserem Opfer und dem Opfer schlechthin, die unmittelbare Zielsetzung der Messe und ihr letztes Ziel *wieder*finden, aber doch nur dann, wenn sie vorher klar ausgedrückt werden. In sich selbst betrachtet kann das Orate fratres des neuen Ordo genauso gut ein rein geistiges Lobopfer meinen anstelle eines objektiven, sakramentalen und sühneleistenden Opfers. Trotz dieser Unzulänglichkeiten ist aber das Wort sacrificium im neuen Ordo erwähnt. Doch in der sakramentalen Liturgie erhält das Aussprechen eines Wortes nur dann seine Tragweite, wenn diese geistige Geste die dem sinnenfälligen Zeichen zukommende Bedeutung erläutert. Es ist vergebliche Mühe, hinterher das Wort Opfer auszusprechen, wenn die Darbringung des Brotes und des Weines nicht vorher als *oblativ*, als sich inchoativ (einleitend) dem Akt des Opfers einfügend bezeichnet wurde.

Die Gebete des römischen Offertoriums und das Wesen des Meßopfers

Das Offertorium gehört nicht zum Wesen der Messe. Fehlt es per accidens, so wird das Opfer trotzdem gültig vollzogen. Das Offertorium stellt jedoch von vornherein sowohl die unmittelbare als auch die höchste Zielsetzung des Meßopfers heraus: Lob- und Sühneopfer. Es tut dies in vorzüglicher Weise, indem es in Wort und Tat den Zusammenhang ausdrückt, der zwischen der Zielsetzung des Meßopfers einerseits und seinem Wesen andererseits besteht. Daher verursachen die beim Offertorium gebrauchten Formeln keinerlei

„Schwierigkeit", weil sie die geheimnisvolle Wirklichkeit darstellen. Das wird am Beispiel zweier Texte, deren erster im Neuen Ordo wegfiel, zu zeigen sein.

Offertorium: Suscipe sancte Pater ... hanc immaculatam hostiam	Unde et memores. — Offerimus praeclarae majestati tuae; de tuis donis ac datis, hostiam puram, hostiam sanctam, hostiam immaculatam ...

Der gleiche Ausdruck „immaculata hostia" (= makellose Opfergabe) erscheint also im Augenblick der Oblation (= Darbringung) und nach der Wandlung.

Es handelt sich um die gleiche hostia immaculata.

Das Sein dessen, was Brot ist, wird zum Sein dessen, was Leib Christi ist. Das Brot bleibt weder erhalten noch wird es zerstört. Es wird verwandelt. Der Akt der Wandlung verwirklicht die Einheit dem Sein nach zwischen der immaculata hostia der Opferung und der hostia immaculata nach der Konsekration. Man wird einwenden, diese Art Einheit werde erst im Augenblick der Wandlung verwirklicht, nicht jedoch vorher. Das stimmt. Doch wenn man sie darstellen, zum Ausdruck bringen will, dann muß das vorher geschehen. Denn im Augenblick der Wandlung bezeichnen die gesprochenen Worte genau das, was sie instrumentaliter bewirken. Es ist aber unmöglich, klar und gleichzeitig zwei verschiedene Dinge auszudrücken.

Es muß die gleiche hostia immaculata sein.

Es wurde bereits darauf hingewiesen: Das Opfer Christi muß das Opfer des Menschen sein, dasselbe Opfer in gewisser Weise. Hier erhebt sich nun die Frage, kann es eine Darbringung, eine Oblation, geben ohne „Dargebrachtes", ohne hostia also? Darauf ist mit Nein zu antworten. Denn die Messe vollzieht das Kreuzesopfer innerhalb der sakramentalen Ordnung. Zu jedem Sakrament gehören aber ein Wort, das das Geschehen bezeichnet und eine sichtbare Handlung, die es vollzieht. Ein Sakrament ohne sichtbares Zeichen oder auf ein solches reduziert wäre Magie. Auf die Messe angewandt heißt das, die Erwähnung des Wortes „Opfer" beizubehalten, die „hostia" aber außer acht zu lassen, wäre ein Widersinn. Wollte man diese Schwierigkeit meiden, indem man dem Wort Opfer einen subjektiven und rein geistigen Sinn verleiht, so geriete man in Widerspruch zu der Lehre des Konzils von Trient, wonach der Begriff „Opfer" hier eine objektive Bedeu-

tung in der sakramentalen Ordnung besitzt.

Die Messe ist das Opfer Christi. Die „hostia" ist Christus selber: das „hostiam immaculatam" nach der Wandlung.

Die Messe ist unser Opfer, Opfer im eigentlichen Sinn, denn es besteht im Hinblick auf Christi Opfer. Die „hostia" ist die des Offertoriums.

Es ist, wie das sein muß, die gleiche „hostia immaculata".

Kraft der seinsmäßigen Verwandlung (Transsubstantiation) wird, wie wir sahen, eine gewisse Einheit oder Identität verwirklicht in der hostia immaculata. Sie muß auch verwirklicht werden im Opfer, das gleichzeitig Opfer Christi und unser Opfer ist, und zwar in der gleichen hostia immaculata, der einzigen Opfergabe des einzigen Opfers. Es gibt also zwei Aspekte dieser gleichen relativen Identität, die das Sein betrifft und die verwirklicht wird durch den Akt der Wandlung. Der eine Aspekt gehört unmittelbar zur hostia, der andere unmittelbar zum Opfer. Sie entsprechen einander wie das „Warum" und das „Wie".

Warum dieser Akt, warum diese „Identität im Sein", wie sie in der hostia verwirklicht wird? — Damit das Kreuzesopfer vollzogen werde, das gleiche Opfer, auf immerwährende Weise und entsprechend unserer Natur.

Wie ist diese „Identität im Sein" möglich, wieso ist sie eine Wirklichkeit? Sie ist möglich, weil im Akt der Wesensverwandlung, genannt Transsubstantiation, verwirklicht.

Wieso ist das Opfer, Christi und unser Opfer, das *gleiche?* Dem ist so, weil auch die „hostia" dieses Opfers die gleiche ist, „hostia", die unsere ist und die Christus wird. Das ist eine Evidenz im Lichte des Glaubens.

Das Wesen der „hostia immaculata", als Hostie bezeichnet im Augenblick des Offertoriums:

1. Wird nicht vernichtet durch die Wandlung. Denn der Vorgang der Wandlung ist nur wirklich, wenn er reales Sein zum Gegenstand hat, das des Brotes.

Das Opfer, als „unser Opfer" bezeichnet während des ganzen Offertoriums:

1. Wird nicht durch das Opfer Christi beseitigt.

Denn: a) Die Forderung, Gott ein Opfer darzubringen, hängt mit unserer Natur zusammen. b) Die Realität „unseres Opfers" wird adäquat ausgedrückt in der Wirklichkeit der hostia, die nicht vernichtet, sondern wesensverwandelt wird.

2. Wird dem Leib Christi nicht nebengeordnet. Denn die Verwandlung realisiert sich in dem Augenblick, wo der Leib Christi anfängt, gegenwärtig zu sein.	2. Wird dem Opfer Christi nicht nebengeordnet. Das Opfer, insoweit es „von uns" ist, geht, das ist richtig, mit dem Opfer Christi einher, und zwar in dem Sinn, daß jede Person, weil die Personen voneinander verschieden sind, für sich den Akt des Opferns setzt. Doch in jeder dieser Personen, die Glieder Christi sind, ist es Christus, der lebt, ist es Christus, der opfert. Im Schoß der Kirche ist also streng gesprochen kein Opfer Christi Opfer nebengeschaltet.
3. Ist nicht irgendwie ein Prinzip, aus dem die Substanz des Leibes Christi hervorginge. Denn dieser Leib präexistiert der Transsubstantiation.	3. Ist nicht irgendwie ein Prinzip, aus dem das Opfer Christi hervorginge. Denn dieses Opfer allein vermag einem anderen Opfer zu verleihen, „angenommen" zu werden, und so wirklich ein Opfer zu sein.
4. Wird zum *Wesen* des Leibes Christi, so daß der Akt der Wandlung eine gewisse „Identität im Sein" zwischen der „hostia immaculata" des Offertoriums und der nach der Konsekration verwirklicht.	4. Wird das Opfer Christi, so daß der Akt der Wandlung eine gewisse „Identität im Sein", die beim Offertorium bereits bezeichnet wurde, zwischen „unserem Opfer" und dem Opfer Christi verwirklicht.

Die christliche Erfahrung lehrt uns, daß die Einheit zwischen Christi und unserem Opfer der Wahrheit entspricht. Wir „legen auf die Patene" des Priesters das Leiden der Sünde, das Opfer heroischer Liebe, die schmerzvolle Angst der Hilflosigkeit ... So wie der Jünger im Kapitel 9 des 4. Buches der Nachfolge Christi sagt: „Nimm mich mit dem Opfer deines Leibes, das ich dir heute in Gegenwart der Engel, die als unsichtbare Beter den Altar umstehen, darbringe, damit es mir und deinem ganzen Volke zum Segen werde. Ich lege alle meine Sünden und Fehler, die ich von der ersten Stunde des erwachenden Gewissens bis auf diesen Augenblick vor deinem Angesicht und vor deinen heiligen Engeln begangen habe, auf deinen Sühnealtar ..."

Die Christen, die so handeln, weil sie ganz einfach glauben, daß Christus ihr Erlöser ist, wären sehr überrascht, würde man ihnen erklären, ihre Opfer seien „abgeschafft" oder sie praktizieren eine „Art Religion des Menschen", indem sie vor der Konsekration die Hostie ihres Opfers darbringen. Die Hostie, die aus Brot besteht, ist rein wie Brot, nicht mehr und nicht weniger. Diese Reinheit offenbart die Reinheit des Verlangens: des Verlangens all jener, die im Bewußtsein ihrer Unreinheit in sich selber ihr Elend bringen, damit es, indem es die Materie des Opfers Jesu selber wird, verwandelt werde. Wir sagen „verwandelt" in dem Sinn, wie ihn die in der „Hostie" realisierte Wandlung wunderbar zeigt und verwirklicht: Wandlung, die der Seinsordnung angehört.

Jesus, im Zustand des Opfers, teilt sich jedem mit, der sich ihm öffnet, indem er sich selber darbringt, derart, daß es in der Wirklichkeit, dem Sein nach, nur ein Opfer gibt: Das vom Menschen ausgehende wird veranlaßt, umgewandelt und schließlich angenommen durch Christus im Akt seines eigenen Opfers. Er lebt ja in jedem seiner Glieder, vor allem indem er sich in ihnen opfert.

Man versteht nunmehr, warum die „immaculata hostia"; die bezeichnet wird durch die Geste der Darbringung, und die „hostia immaculata" nach der Konsekration die gleiche „hostia immaculata" ist, wie das auch sein muß. Und warum diese „hostia immaculata" als „hostia" bezeichnet werden *muß, bevor* die Wandlung das verwirklicht, was jeder Gläubige der römisch-katholischen Kirche glaubt. Der Akt des Gläubigen, der das „sacrificium nostrum" darbringt, ist in der Tat integrierender Bestandteil des Opfers. Dieser Akt muß von sich aus einhergehen mit dem Akt, durch den Christus sein Opfer verwirklicht und das unsere annimmt. Da es keinen Glaubensakt ohne Objekt geben kann, ist der Akt des Gläubigen, der das „sacrificium nostrum" darbringt, erforderlich, damit der Akt des Opfers objektiv die Fülle seiner Bedeutung erlange und in bezug auf den Menschen seine volle Tragweite. Dieser Akt muß also *vor* dem Opferakt gesetzt werden, dessen integrierender Bestandteil er von Rechts wegen ist. Der Akt des opfernden Gläubigen, so übernatürlich er auch sein mag, bleibt trotzdem den Bedingungen des inkarnierten Vernunftwesens unterworfen: Er kann nur existieren, nur wirklich sein, wenn der Inhalt *bezeichnet* wird — bezeichnet als dem Akt seine Bedeutung verleihend und daher tatsächlich bezeichnet, *bevor* der Akt gesetzt wird. Daraus folgt, daß der Gläubige, der das „sacrificium nostrum" darbringt, seine eigene Oblation bezeichnen muß *vor* der Wandlung, kraft derer das Dargebrachte und der Akt der Darbringung zusammen und auf göttliche Weise verwandelt werden.

Die römisch-katholische Kirche benötigte 10 Jahrhunderte, um sich des Schatzes bewußt zu werden, der ihrer Hut anvertraut ist. Mit welchem Recht streichen einige Liturgisten, die verliebt in die Vergangenheit sind, die sie selber ausgraben, statt der Wahrheit anzuhangen, die sie als „Mündige" nicht mehr zu empfangen brauchen, die „Verdoppelungen" wie ein Schullehrer die Rechen- oder Rechtschreibefehler? Armselige Fixisten sind sie, die bewußt oder unbewußt das traurige Spiel des „Fortschritts" betreiben. Doch der Glaubensinstinkt kann auf das geheiligte Erbe nicht verzichten. Lex orandi, lex credendi. Was die Kirche nach und nach entdeckt und dann zum Ausdruck gebracht hat, darauf konnte sie „vorher" verzichten. Aber jetzt ist das nicht mehr möglich. Muß man, um „mündiger" zu sein, in die Kinderschuhe zurückkehren?

Der geheimnisvolle Gott

Von P. Tibor Gallus SJ

Die unsichtbare Ursache eines sichtbaren Geschehens wirkt auf uns immer geheimnisvoll. Um so geheimnisvoller ist für uns der unsichtbare Gott, der Verursacher des Weltgeschehens. Er läßt sich durch kein Mikroskop, durch keine Atomzerlegung erfassen, und doch ist Er hinter jeglichem Sein und jeglicher Tätigkeit. Man kann sein Dasein zwar leugnen, aber nur durch Denkkurzschluß. Er wohnt in unzugänglichem Lichte (1. Tim. 6, 16), und doch ist die Schöpfung sein Transparent (Rö. 1, 20). Als es Ihm gefiel, uns sein inneres Leben zu offenbaren, stellte er den Menschen vor das unbegreiflichste Geheimnis. Er erwies sich als der Dreieinige.

Seinem geheimnisvollen Wesen entspricht sein geheimnisvoller Heilsplan. Die Zulassung des Ungehorsams eines Teils seiner edelsten Geschöpfe lag in seiner Souveränität. Damit entstanden Ihm seine Widersacher: der Teufel mit seinen Engeln, und durch den Sündenfall die sündige Menschheit. Im Erlösertod seines Sohnes offenbarte sich die Barmherzigkeit Seiner Liebe, die alle Vorstellungen übersteigt. Er hat uns durch Jesus der Macht der Finsternis entrissen und in sein Reich versetzt (vgl. Kol. 1, 13). Der Weg zu diesem Reich ist im irdischen Leben für die Kinder des Lichtes voll von dauerndem Kampf mit den höllischen Mächten (Eph. 6, 12).

Auch die Strategie dieses Kampfes ist geheimnisvoll. Man könnte sie sich nach drei Möglichkeiten vorstellen. In der ersten bilden die Kinder des

Lichtes eine weit überwiegende Mehrheit, die Kinder der Finsternis eine unbedeutende Minderheit. Daß bei dieser Aufstellung der Kräfte die Kinder des Lichtes den Sieg davontragen würden, liegt auf der Hand. Jedoch wäre das viel zu ungleiche Kräfteverhältnis der Ehre Gottes unwürdig. Man müßte sagen „Ein solcher Sieg ist keine Kunst!" Deshalb hat Gott seinem Heilsplan nicht diese Kräfteaufstellung zugrunde gelegt.

Bei der zweiten Möglichkeit der Strategie ist das Kräfteverhältnis auf beiden Seiten gleich. Weil es aber um die Sache Gottes geht, müßte dieser Kampf mit dem Sieg der Kinder des Lichtes enden. Stolz auf ihren Sieg würden sie sich in die Brust werfen und in alle Ewigkeit jubeln: „Das Kräfteverhältnis war gleich, und trotzdem haben wir gesiegt!". Damit aber niemand sich vor Gott rühme (1. Kor. 1, 29), hat Gott seinen Heilsplan auch nicht nach dieser Strategie aufgestellt.

Bei der dritten Möglichkeit bilden die Kinder des Lichtes eine Minderheit. Ihnen gegenüber steht die Übermacht der Kinder der Finsternis. Dieser Kampf müßte mit dem Sieg der Kinder der Finsternis enden. Und trotzdem können die Kinder der Finsternis die des Lichtes nicht überwältigen. Das ist ein beständiges Wunder, durch das Gott bekunden will, daß nicht der versagende Mensch, sondern Er selbst am Werke ist. Um ein anschauliches Bild zu geben, sei mir erlaubt, das folgende etwas groteske Beispiel zu bringen. In einem großen Raum führt ein riesiges Tier, etwa ein Elefant, mit einem kleinen zarten Wesen, einem Vogel, einen erbitterten Kampf. Der Elefant will den schon am Boden liegenden Vogel zertreten, aber es gelingt ihm nicht. Trotz aller Fußtritte bleibt der Vogel am Leben. Man müßte überirdische Kräfte vermuten, die in dem kleinen Wesen stecken. Sein Widerstand kommt einem Wunder gleich. So steht der übergroßen Mehrheit der Kinder der Finsternis die bescheidene Minderheit der Kinder des Lichtes gegenüber, und das Untier — das Böse in der Welt — kann den Vogel — die „kleine Herde" der Guten (Lk. 12, 32) — nicht vernichten. Wegen dieses ständigen Wunders hat Gott seinen Heilsplan auf diese Strategie aufgebaut.

Die Hl. Schrift legt diese Überlegung nahe. Jesus hat gemahnt, durch das enge Tor zu gehen, „denn weit ist das Tor und breit ist der Weg, der ins Verderben führt, und viele sind es, die hineingehen auf ihm. Doch wie eng ist das Tor und wie schmal ist der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind es, die ihn finden" (Mt. 7, 13—14). Er hat seiner Kirche keinen positiven Sieg über die Macht der Finsternis versprochen. Er hat nicht gesagt, die Kirche werde die Macht der Finsternis auf Erden ausrotten und alle Menschen gläubig machen. Nach Jesu Wort wird die Welt die Kirche ablehnen, ja hassen (Jo. 15, 18—19), aber sie wird sie nicht besiegen können. Jesus versprach damit seiner Kirche bis zum Ende der Welt nur einen negativen Sieg:

„Und die Pforten der Hölle (Unterwelt) werden sie nicht überwältigen" (Mt. 16, 18).

Die Geschichte der Kirche von ihren Anfängen bis auf heute ist ein klarer Beweis für die Erfüllung der Voraussage Jesu. In erbittertem Kampfe setzt die Hölle mit ihren Helfershelfern alle Mittel in Bewegung, um der Kirche immer und überall zu schaden, um sie zu vernichten. Verfolgung bis zum Blutvergießen, Glaubensstreitigkeiten, Verweltlichung und Sittenlosigkeit, das sind ihre Mittel. Dazu kommen die falschen Propheten, die im Schafspelz der Menschlichkeit, der Gleichberechtigung, des sozialen Friedens ein Paradies versprechen und so viele verführen (vgl. Mt. 24, 11). Freilich ist es schwer für die Kinder des Lichtes, alle diese Nachstellungen des Bösen, alle diese „Elefantenfußtritte" zu ertragen. Aber darin erweist sich die Kraft Gottes, und die Kinder des Lichtes bewähren sich als wahre Nachfolger des Gekreuzigten.

Geheimnisvoll ist in dem göttlichen Heilsplan auch die Art und Weise der Rekrutierung, des Werdeganges, des Reifungsprozesses der Kinder des Lichtes. Dem einen wird gegeben, die in der Taufe erhaltene Unschuld bis zum Lebensende zu bewahren. Der andere macht erst einen — vielleicht wiederholten, langjährigen — Seitensprung und scheint eine Zeitlang Kind der Finsternis zu sein. Erst nach harten Schicksalsschlägen oder durch andere, manchmal auch wunderartige Umstände, geht ihm langsam oder plötzlich der Ruf Gottes auf. Er bereut, so lange in das bloß Irdische versunken, dem Evangelium gegenüber taub und blind gewesen zu sein. Der eine scheint eine Zeitlang „Weizen" auf dem Ackerfeld Christi zu sein, und erst später kommt zum Vorschein, daß er doch nur Unkraut war. Der rufende Gott „schlägt nicht alles über einen Leisten"! Zudem sind uns die außerordentlichen Wege des heilswirkenden Gottes völlig unbekannt.

Auch die Endphase des Heilsplans Gottes ist geheimnisvoll. Wenn man beim Bild vom kleinen Vogel bleiben will, so könnte noch der folgende Vergleich dienlich sein. Dem Elefanten — der Macht der Finsternis — wird es allmählich gelingen, Füße und Flügel des Vogels zu zerquetschen, ja zum Teil sogar den Leib — der Glaubensabfall vor der Wiederkunft Christi (Lk. 18, 8). Der Kopf lebt noch. In dem Augenblick, da es scheint, als ob auch der Kopf zertreten würde, steht plötzlich zwischen Elefant und Vogel, also zwischen den Mächten der Finsternis und der „kleinen Herde" der Gläubigen, eine Scheidewand, die nicht vorher zu berechnende Wiederkunft Christi.

Das dem Anschein nach bedrückende Ende der Heilsgeschichte dient nichtsdestoweniger der größeren Ehre Gottes. Das Riesentier, der Teufel, könnte keine größere Verdemütigung erfahren, als daß es den kleinen Vogel — die

Kirche — nicht vernichten kann. Darin strahlt die Herrlichkeit Gottes auf, und die Kinder des Lichtes haben sich vor ihrem Gott durch seine Wunderkraft bewährt.

Diese Erkenntnis von der göttlichen Strategie gegen den Bösen bewahrt uns vor der Utopie, wirklichkeitsfernen Vorstellungen nachzulaufen, wie es teilweise in der neuen Liturgie geschieht. Die Idee der göttlichen Auserwählung — ein aufleuchtendes Licht im römischen Kanon unmittelbar vor der Wandlung — wurde in der neuen Liturgie sorgfältig verdrängt. Sie kommt nur in dem dritten Hochgebet, erst nach der Wandlung, vor. Auf dieser Linie liegt auch die Verfälschung der Konsekrationsworte: „für viele" in „für alle". Die utopistische Mentalität klingt oft in den Fürbitten des Novus Ordo[1]. Wer nicht theologisch-logisch denkt, dem macht solche liturgische Euphorie freilich nicht viel aus.

Wir werden auch vor Pessimismus bewahrt und leiden nicht unter dem Eindruck, die Kirche versage, sie sei nicht imstande, die ganze Menschheit zu bekehren. Wie viele leiden doch darunter! Man unternimmt ganz unbiblische Aktionen zur „Rettung der Ehre Gottes", die nichts nützen und auch nicht notwendig sind. Zwischen Utopie und Pessimismus bleiben wir auf dem Boden des biblischen Realismus, der uns Mut und Hoffnung gibt, wenn auch die Wellen über uns zusammenzuschlagen scheinen.

Da die Kinder des Lichtes im Koordinatensystem von Zeit und Raum verstreut leben und von vornherein niemand weiß, wer sie sind, muß die Kirche allezeit und überall allen Menschen gegenüber mit dem größten apostolischen Eifer die Frohbotschaft verkündigen. Ihre Zahl kennt nur Gott allein. Wenn auch der letzte von ihnen durch die missionarische Arbeit der Kirche aufgefangen ist, hat die Weltenuhr geschlagen, das Ende der Welt ist da. Bis dahin bleibt die Aufgabe der Kirche, Zeit und Raum zu durchschreiten und das Evangelium unverfälscht und mutig zu verkünden. Sie braucht sich nicht abzumühen mit Anpassungsfragen an die Welt — auch in der Liturgie nicht. Dadurch würden die Worte Gottes, die „schärfer sind als jedes zweischneidige Schwert" (Hebr. 4, 12), nur abgestumpft. Nicht das humanisierte Evangelium, sondern die mutige Verkündigung der Lehre der Kirche schafft Hörer der Frohbotschaft: „Sie werden auf meine Stimme hören" (Joh. 10, 16). Der Heilsplan Gottes läßt sich nicht demokratisieren, aber auch nicht panhumanisieren. Er liegt in der Hand des souveränen Gottes und duldet keine theologische, liturgische, soziologische oder anthropologische Korrektur. Er braucht auch keinen „Strukturwandel" der Kirche.

[1] Diese sind allerdings nicht offiziell. D. Red.

Er stützt sich allein auf die demütige, kindliche, gläubige Annahme. Der Tag des Jüngsten Gerichtes wird zeigen, wie herrlich der geheimnisvolle Heilsplan Gottes ist.

Die Natur des Priestertums

Von Kardinal Charles Journet

Am 12. Mai 1973 fand in Paris ein Kolloquium über das Priestertum statt, das von Gérard Soulages, dem Initiator des Treffens christlicher Intellektueller in Straßburg, im Rahmen der Vereinigung „Pro fide et ecclesia" organisiert wurde. Von Kardinal Journet erhielt Soulages nachfolgende Botschaft:

Man gestatte mir vier kurze Bemerkungen, um die Aufmerksamkeit auf die schwerwiegende, die entscheidende Bedeutung der Natur des Priestertums des neuen Gesetzes zu lenken.

1. Transzendenz des Priestertums des neuen Gesetzes

Wir sind in der Tat aufgefordert, von vorneherein die Ebene der soziologischen oder kulturellen Betrachtungsweisen sowie der Zufälligkeiten der Geschichte zurückzulassen. Es geht um ein Ja oder Nein zum göttlichen und katholischen Glauben.

Zwar ist der Priester ein Mensch unter anderen Menschen, umgeben von den gleichen Schwächen, der der göttlichen Barmherzigkeit und des Verzeihens genauso und mehr noch bedarf wie die übrigen. Aber dennoch ist er Träger einer Gewalt, die größer ist als er, größer als die Welt und alle Auszeichnungen, die die Welt zu verleihen vermag ... Einer Gewalt, die ihm von Christus kommt und sich unmittelbar auf Christus bezieht.

2. Die Lehre des Konzils von Trient

Das Konzil von Trient definiert das Priestertum des neuen Gesetzes mit sicherem und unfehlbarem Instinkt in der Tat in unmittelbarer Abhängigkeit von Christus und seinem Opfer:

„Wie die katholische Kirche im Neuen Testament das heilige sichtbare Opfer der Eucharistie durch Einsetzung des Herrn empfing, so muß man auch anerkennen, daß es in ihr ein neues, sichtbares und äußeres Priestertum gibt, in das das alte Priestertum verwandelt wurde." DS. 1764.

Das Konzil schließt die Auffassung aus, „daß es im Neuen Testament kein sichtbares und äußeres Priestertum gibt oder daß es keine Gewalt gibt, zu konsekrieren, den wahren Leib und das wahre Blut des Herrn darzubringen und die Sünden nachzulassen oder zu behalten". DS. 1771.

„Weil", fährt das Konzil fort, „beim Sakrament der Priesterweihe ebenso wie bei der Taufe und der Firmung ein nicht zu zerstörendes noch zu beseitigendes Merkmal eingeprägt wird, verurteilt das Konzil mit Recht die Meinung jener, die behaupten, die Priester des Neuen Testamentes hätten nur eine zeitlich begrenzte Gewalt . . ." DS. 1767.

3. Organische Verbindung zwischen dem Priestertum und der Eucharistie

Eines ist damit klar: Der allererste Daseinsgrund für das Priestertum des neuen Gesetzes ist „die Vollmacht, zu konsekrieren, den wahren Leib und das wahre Blut des Herrn darzubringen". Die Lehre des Konzils von Trient über das Priestertum des neuen Gesetzes verwerfen heißt, ob man will oder nicht, das zentrale Geheimnis der Kirche antasten, das ihr teurer ist als ihr eigenes Leben, das Geheimnis ihrer Eucharistie. Heißt ihr das Herz aus dem Leibe reißen.

Nach dem katholischen Glauben vermag allein der gültig geweihte Priester, indem er im Namen der Allmacht Christi die wesensverwandelnden Worte des Abendmahls spricht, die unmittelbare leibliche Gegenwart Christi und seines erlösenden Opfers herabsteigen und unter uns wohnen zu lassen. Hinter den Diskussionen um die Natur des Priesteramtes steht in Wirklichkeit die Frage nach der leiblichen Gegenwart des Erlösers unter uns, die von den einen angebetet oder von den anderen umgangen wird. Hier ist der Ort, aus dem Credo Pauls VI. zu zitieren: „In diesem Sakrament kann also Christus nicht anders gegenwärtig sein als durch die Verwandlung der gesamten Substanz des Brotes in seinen Leib und des Weines in sein Blut, wobei jedoch die Eigenschaften des Brotes und des Weines, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, unverändert erhalten bleiben. Diese geheimnisvolle Verwandlung wird von der heiligen Kirche auf treffende und kennzeichnende Weise ‚Transsubstantiation' genannt. Jede theologische Erklärung, welche dieses Geheimnis in etwa zu verstehen sich bemüht, muß, um mit dem katholischen Glauben übereinzustimmen, eines sicher und fest aufrechterhalten, nämlich daß in der eigenen, von unserem Geist verschiedenen

Natur der Dinge selbst Brot und Wein nach vollzogener Konsekration dazusein aufgehört haben, so daß nachher der anbetungswürdige Leib und das Blut des Herrn Jesus unter den sakramentalen Gestalten des Brotes und des Weines wahrhaft vor uns da sind, wie der Herr selbst es gewollt hat, um sich uns zur Speise zu geben und uns durch die Einheit seines mystischen Leibes zu gesellen. Die eine und ungeteilte Existenz des Herrn Christus, in der er in der Klarheit des Himmels lebt, wird durch das Sakrament nicht vervielfältigt, sondern gegenwärtig gemacht an den verschiedenen Orten des Erdkreises, wo das eucharistische Opfer vollbracht wird. Darin besitzen wir jenes ‚Geheimnis des Glaubens' und der eucharistischen Reichtümer, dem wir ohne jeden Vorbehalt zuzustimmen haben. Diese Existenz bleibt aber nach der Feier des Opfers gegenwärtig im Allerheiligsten Altarssakrament, das im Tabernakel des Altars als in dem lebendigen Herzen unserer Gotteshäuser aufbewahrt wird. Deshalb ist es für uns eine überaus liebe Pflicht, in dem heiligen Brot, das unsere Augen schauen, das menschgewordene Wort selbst zu ehren und anzubeten, das unsere Augen nicht schauen können, das aber dennoch bei uns gegenwärtig geworden ist, und dennoch die Himmel nicht verlassen hat."

4. Die aktuelle leibliche Gegenwart des menschgewordenen Wortes und das Heil der Welt

Die Katholiken, Theologen oder nicht, die versucht sind, dem Wunder der Transsubstantiation aus dem Wege zu gehen, weil sie die Notwendigkeit der leiblichen Gegenwart Christi inmitten seiner Kirche für das Heil der ganzen Welt nicht erfassen, muß man auf die Gefährlichkeit des Weges, den sie beschreiten, aufmerksam machen. Durch die tiefliegenden Ursachen werden die von ihnen hervorgebrachten Wirkungen erhalten. Durch die körperliche Gegenwart des Wortes in unserer Mitte begann die verborgene Rettung der Welt. Durch die gleiche leibliche Gegenwart wird sie fortgesetzt. Zweimal erhielt die Lehre der Kirche über das Geheimnis der Menschwerdung im Laufe der Geschichte eine feierliche Bestätigung: in Chalcedon und in Trient. Beide Male geht es um die leibliche Gegenwart Christi, die den Menschen zunächst geschenkt und dann überlassen wurde. Menschwerdung und Eucharistie sind zwei innerlich miteinander verbundene Seiten eines einzigen Geheimnisses. Ob man das möchte oder nicht, man kann die eine nicht antasten, ohne auch die andere anzugreifen. Chalcedon sagt uns, auf welche absolut einmalige und nicht mittelbare Art sein aus der Jungfrau angenommener, begrabener und auferstandener Leib ihm gehört. Und Trient verkündet: Es ist der absolut gleiche anbetungswürdige Leib Christi, für uns

dahingegeben beim Abendmahl und nunmehr verherrlicht im Himmel, der durch die Transsubstantiation in jeder unserer Messen gegenwärtig wird.

Das sind Wahrheiten des Himmels, alle Schwankungen der Meinungen und der Theologien auf der Suche transzendierend. Es sind glühende Offenbarungen, die sich an alle Menschen dieser letzten Weltzeit richten und an denen sich die demütigen Herzen entzünden.

Die sich von der Offenbarung Trients abwenden, laufen Gefahr, daß die Dogmen von der Präexistenz des Wortes, von der Dreifaltigkeit allmählich aus ihrem Herzen verschwinden. Dann müssen sie ihre Hoffnung auf die Erde setzen, auf den Erfindergeist der Menschheit, auf ihre Mythen, die ihre Verzweiflung verdecken.

Übersetzung aus dem Französischen: Andreas Schönberger

Gibt es Kirche ohne Apostolische Sukzession?

Eine ostkirchliche Stellungnahme zum Ämtermemorandum

Von Dr. Johannes Madey

In der Antwort auf die Kritik am Memorandum sagen die Leiter der beteiligten Ökumenischen Institute, eine Anerkennung der Ämter der Reformationskirchen seitens der römisch-katholischen Kirche könnte „eine Hilfe für die orthodoxen Kirchen sein, die Frage der Ämter der Reformationskirchen unbefangener zu prüfen". Sie weisen weiter darauf hin, daß einige orthodoxe Landeskirchen die Weihen in der Anglikanischen Kirchengemeinschaft anerkannt hätten, „obgleich das anglikanische Verständnis der apostolischen Sukzession sich weder mit dem orthodoxen noch mit dem römisch-katholischen Standpunkt deckt", und sie meinen eine Begründung für das Vorgehen dieser wenigen orthodoxen autokephalen Kirchen darin zu sehen, „daß die apostolische Sukzession hier weniger juridisch verstanden und nicht in gleicher Weise auf die bischöfliche Amtsnachfolge eingeengt wurde".

Man reibt sich die Augen, wenn man diese Sätze liest, und stellt sich die Frage, woher die Vertreter dieser Institute dies schließen können. Es ist durchaus richtig, daß einige orthodoxe Kirchen die anglikanischen Weihen anerkannt haben, da sie alles wesentliche enthalten, „was vom orthodoxen

Standpunkt als unerläßlich für die Anerkennung des Charismas des Priesteramtes, wie es aus der apostolischen Sukzession hergeleitet wird" (Synodalschreiben von Konstantinopel, 1922), notwendig ist. Die griechische Kirche anerkennt die Weihen bedingungsweise, kat' ikonomian, in dem Sinne, daß ein anglikanischer Geistlicher bei seinem Übertritt zur orthodoxen Kirche nicht unbedingt wiedergeweiht werden muß. Nach orthodoxem Standpunkt ist es aber etwas anderes, die Weihen in heterodoxen Kirchen anzuerkennen, und etwas anderes, den in diesen Kirchen gespendeten Sakramenten volle Gültigkeit zuzusprechen. Erst recht bedeutet eine Anerkennung der Weihen noch keineswegs die Möglichkeit einer „offenen Kommunion" bzw. Interkommunion bei Aufrechterhaltung der glaubensmäßigen Differenzen. So gibt es zwischen der anglikanischen Kirchengemeinschaft und den orthodoxen Kirchen keinerlei sakramentale Gemeinschaft; in jüngster Zeit sind weitere Schwierigkeiten hinzugekommen wegen der Kommuniongemeinschaft der Anglikaner mit den skandinavischen Lutheranern und vor allem mit der „Kirche von Südindien", in die die dortigen Anglikaner einbezogen sind.

Doch kehren wir zum Memorandum selbst zurück, wo gesagt wird, daß in der orthodoxen Kirche die apostolische Sukzession nicht in gleicher Weise auf die bischöfliche Amtsnachfolge eingeengt worden sei. Lassen wir einen Orthodoxen selbst zu Wort kommen: „Die heiligen Hirten der Kirche sind die Nachfolger der heiligen Apostel. Die Priesterschaft geht durch die Bischöfe ohne Unterbrechung in unablässiger Reihe auf die Apostel und durch sie auf den Herrn Jesus Christus zurück. Der Diener der Kirche, d. h. der Bischof, der Älteste und der Diakon, ist kein Angestellter kraft eines Erlasses oder einer Ernennung, sondern gesetzt nach ‚göttlichem Recht' und ‚mit Kraft aus der Höhe' bekleidet (Lk. 24, 49); er besitzt tatsächlich geistliche und unvergängliche Gewalt, ‚denn die Gnadengaben und die Berufung Gottes sind unwiderruflich' (Röm. 11, 29); er ist heiliger Hirt" (D. Psarianos, Die Kirche, der Bischof und die Kirchen, in D. Papandreou/Hrsg., Stimmen der Orthodoxie. Zu Grundfragen des II. Vatikanums, Wien 1969, 245 f.).

Aus diesen wenigen Zeilen wird deutlich, daß die Orthodoxie — und der christliche Osten überhaupt — zwar durchaus weniger juridisch geprägt sind als der christliche Westen, aber um so stärker liegt der Ton auf dem ekklesiologischen Aspekt der apostolischen Sukzession „ohne Unterbrechung in unablässiger Reihe". Das Werk der Apostel und der Hierarchie ist daher die Fortsetzung des Werkes des Erlösers in dieser Welt. Deswegen wird die Orthodoxie „aus sehr tiefliegenden theologischen und ekklesiologischen Gründen ... immer dabei bleiben, daß es einen charismatischen Menschen, einen ersten unter den Presbytern, den Träger eines besonderen pastoralen Dienstes gibt, der als erster — proestós — die Eucharistie darbringt und in

dessen Namen die anderen Presbyter opfern, wenn er nicht da ist. Diese Aussage gründet die Orthodoxie auf die Kontinuität der Kirche seit Anbeginn und besonders auf die Vision der Zukunft und Wiedervereinigung" (N. Nissiotis, Die Theologie der Ostkirche im ökumenischen Dialog, Stuttgart 1968, 155). Die Hervorhebung des Charismas weist auf den einheitsstiftenden Charakter des geistlichen Leitungsamtes hin, durch das hindurch Christus als das wahre Haupt der Kirche vermittels des Heiligen Geistes wirkt. Auf diesen einheitstiftenden Faktor hat die orthodoxe Delegation schon 1959 in Evanston nachdrücklich hingewiesen: „Das Pfingstereignis wird in der Kirche allein durch das apostolische Priestertum fortgesetzt; die von den Aposteln herkommende bischöfliche Sukzession ist im Leben geschichtliche Wirklichkeit und eine der Voraussetzungen ihrer durch Jahrhunderte gehenden Einheit; die Einheit der Kirche wird durch die Einheit des Episkopats . . . und durch die Einheit des Glaubens erhalten" (zit. nach J. N. Karmiris, Abriß der dogmatischen Lehre der Orthodoxen Katholischen Kirche, in Die Orthodoxe Kirche in griechischer Sicht, Stuttgart 1959, I 110).

Ohne apostolische Sukzession keine Kirche

Die orthodoxe Kirche ist fest davon überzeugt, daß es ohne die apostolische Sukzession keine Kirche geben kann. Sie steht zu dem Wort des hl. Ignatios von Antiochien: „Die Kirche heißt nicht Kirche ohne Bischöfe, Älteste und Diakone", d. h. ohne die von Christus, dem Hohenpriester, kommende Weihe der Apostel, die von diesen an ihre Nachfolger, die Bischöfe, und von diesen an die Kleriker weitergegeben wurde. „. . . dann könnten vielleicht religiöse Gemeinschaften und christliche Organisationen existieren, aber keine Kirche. All dem, was in den letzten Jahren außerhalb des Lebens und der Tradition der Kirche gesagt und getan worden ist und wodurch die Ordnung und Einigkeit des kirchlichen Lebens erschüttert wird, haben wir die Worte des Herrn entgegenzustellen: ‚Ihr wisset nicht, wes Geistes ihr seid' (Lk. 9, 55)." (Psarianos, a.a.O. 247 f.).

Die Einheit der Kirche ist Einheit in und durch die Eucharistie, der der Bischof oder der von ihm beauftragte Priester vorsteht. Diese Einheit überschreitet Raum und Zeit. Im eucharistischen Opfer sind wir verbunden mit den Menschen aller Jahrhunderte, mit den Aposteln, die als erste dem Auftrag Christi folgten, ja mit dem Herrn selbst, der uns dieses Mysterium hinterließ, ja sogar mit den unsichtbaren Geistern, in deren Lobpreis wir zu Beginn des eucharistischen Hochgebetes zur Verherrlichung der Dreieinigkeit mit einstimmen. Der Altar des eucharistischen Opfers steht im Mittelpunkt der Einheit der Christen mit Christus und untereinander. „Auf dem kleinsten Altar eines Dorfes irgendwo im Busch", sagt der katholische griechisch-melkitische Erzbischof Elias Zoghby, „das auf keiner Landkarte verzeichnet

ist, ist die ganze Kirche präsent, wenn dort *ein mit seinem Bischof geeinter Priester* die Eucharistie feiert. So kann die kleinste Pfarrgemeinde stolz zur Kirche Jesu Christi sagen: ‚Ich bin in dir, und du bist in mir ... Alles, was mein ist, ist dein, und alles, was dein ist, ist mein'" (Einheit und Mannigfaltigkeit der Kirche, in G. Baraúna/Hrsg., De Ecclesia, Freiburg/Frankfurt 1966, I 456).

Was der katholische ostkirchliche Bischof sagt, ist auch Überzeugung der aus derselben Überlieferung und Spiritualität lebenden Orthodoxie. „Die Kraft der Kirche und die Gewähr für ihre Einigkeit ist immer das Bischofsamt gewesen. Durch die Bischöfe berief die Kirche die ökumenischen Synoden und siegte über die Sekten, durch die Bischöfe verwaltete und regierte sie die örtlichen Kirchen. Jede einzelne örtliche Kirche, in der vom Bischof wie von den Ältesten und Diakonen in seiner Vertretung und in seinem Namen die heilige Eucharistie gefeiert wird, bildet innerhalb der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche nicht einen Teil des Ganzen, sondern eine heilige, katholische und apostolische Kirche, die ‚Fülle' und den ‚Leib Christi', als Teilhabe am Ganzen in der Einigkeit des Heiligen Geistes" (Psarianos, a.a.O. 249 f.).

Kirche als sakramentaler Leib

Trotz ihrer Vielfalt bilden die Ortskirchen nur eine einzige Kirche, denn jede von ihnen ist die eine Kirche. Dieselbe Eucharistie und dieselbe bischöfliche Leitung sind ihre Merkmale. Die Kirche lebt als sakramentaler Leib um die Eucharistie und den Bischof herum. Daher ist die Universalkirche in jeder Teilkirche, in der gültig Eucharistie gefeiert wird, ganz präsent. Aus dieser Sicht heraus sagt Metropolit Dionysios Psarianos von Serbia und Kozani in seinen Überlegungen zum Dekret des II. Vatikanischen Konzils über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche, „daß die Kirche kein Dienst und kein Organismus, sondern der ‚Leib Christi' (Gal. 5, 6) ist, Funktion und Leben, in all seinen Erscheinungsformen, nämlich als Glaube und Anbetung und Lebensverlauf, in einer organischen Einheit verbunden. Träger des Einigkeitssinnes in diesem organischen Zusammenhang der Kirche ist nach der klaren Lehre der Heiligen Schrift und der heiligen Väter der Bischof: ‚Wo der Bischof ist, ist die Kirche', lautet der alte patristische Satz, nach dem sich die Kirchen Gottes richten, die wirklichen, nicht aber die Sekten, welche den Namen der Kirche nicht tragen dürfen. Es gibt also keine Kirche ohne Weihe und keine Weihe ohne Bischof, durch den sie ununterbrochen vom großen Hohenpriester Jesus Christus über die heiligen Apostel

in der Kirche weitergegeben wird, und zwar in ihren drei Gewalten, der geistlichen, prophetischen und der königlichen" (a.a.O. 249).

Ein katholischer Alleingang in der Frage der Anerkennung des Amtes in Kirchengemeinschaften ohne apostolische und bischöfliche Sukzession würde von der orthodoxen Kirche als ein unökumenischer Akt angesehen werden. Wieder kann sie darauf hinweisen, daß man sie in dieser Frage wie so oft einfach übergangen hat. Der Graben zwischen der katholischen Kirche des Westens und der orthodoxen katholischen Kirche des Ostens würde nur noch mehr verbreitert, als dies bereits in den letzten Jahren geschehen ist, wodurch sich die abendländische Kirche — nach Aussagen eines orthodoxen Theologen während eines der Regensburger Ökumenischen Symposien — von ihrer östlichen Schwester weiter entfernt hat als in den vorausgehenden 900 Jahren. Von der orthodoxen Kirche etwa verlangen, die Anerkennung des Amtes in diesen Gemeinschaften nachzuvollziehen, liefe darauf hinaus, ein Ja zu einer Entwicklung zu verlangen, das gleichbedeutend wäre mit der Preisgabe dessen, was sie ist, was sie auch unter widrigsten Umständen bewahrt hat. Ein solches Ansinnen zu stellen, ist ein erneuter Versuch der Latinisierung und Bevormundung, wie sie vom Abendland aus auch gegen ausdrückliche Anordnungen der römischen Kirche im Osten sehr häufig versucht wurde, nur geschieht dies jetzt sozusagen unter „ökumenischen Vorzeichen". Ein in Deutschland lebender Priestertheologe der griechisch-orthodoxen Kirche äußerte sich kürzlich, als er vom Inhalt des Memorandums Kenntnis nahm in diesem Sinne: Sollte die katholische Kirche sich diese Thesen zu eigen machen, müßten wir sie als eine protestantische Gemeinschaft ansehen. Sie wäre für uns keine Kirche mehr. Dies ist nicht die Meinung eines einzelnen, sondern m. E. die Überzeugung der ganzen Orthodoxie. Ein kurzer Blick in ein orthodoxes dogmatisches Werk kann es bestätigen.

Aus: KNA / Kritischer Ökumenischer Informationsdienst Nr. 16,

11. April 1973, S. 5—7

Welcher Heiligenkalender gilt eigentlich?

Von Rudolf Peil

In Heft 2/Jg. 3 brachte die Una-Voce-Korrespondenz einen Beitrag von mir über „Bereicherung und Verarmung durch die Liturgiereform der hl. Messe", der eigentlich nur Grundlage zur Diskussion in einem Priesterkreis sein sollte. Unter Nr. 8 hatte ich die Hoffnung ausgesprochen, daß das neue Martyrologium uns nicht neuen Wirrwarr im Heiligenkalender bringen möchte. Diese Hoffnung wurde enttäuscht, obwohl bestehen bleibt, daß manche wertvolle Heiligenfeste neu hinzugekommen sind. Jedes Jahr werden Heiligenfeste neu verlegt. Ja, mittlerweile ist es schon so, daß innerhalb derselben Diözese Differenzen bestehen zwischen dem amtlichen Direktorium, an das sich gehorsame Priester zu halten haben, dem ebenfalls amtlichen, dem Amtsblatt beiliegenden Monatsdirektorium und der (doch auch in etwa amtlichen) Angabe in der Kirchenzeitung der Diözese.

Beispiel (Erzdiözese Köln): Im Direktorium steht am 3. Mai die Wochentagsmesse, im Maikalender des Kirchlichen Anzeigers das Fest der Apostel Philippus und Jakobus, das im Direktorium am 11. Mai steht und in unseren alten Meßbüchern am 1. Mai stand. Das Fest des hl. Papstes Pius V. steht in der Kirchenzeitung am 30. April, im Direktorium am 5. Mai. Und so geht das weiter. Besonders erschüttert hat mich, daß man das Hochfest des Heiligsten Herzens Jesu aus dem längst eingebürgerten Herz-Jesu-Monat Juni auf den 1. Juli verlegt hat. Soll damit außer der Beseitigung des bisher am 1. Juli begangenen Festes vom Kostbaren Blut allmählich der Herz-Jesu-Monat abgebaut werden? Dafür spricht ja auch die Reduzierung der Herz-Jesu-Freitage im Laufe des Jahres, die zumeist nur noch „aus pastoralen Gründen" begangen werden d ü r f e n. Die „pastoralen Gründe" bestimmt dann wohl der Herr Pfarrer oder demnächst der Pfarrgemeinderat, wenn es gelingt, ihm Weisungsvollmacht gegen den Pfarrer zu verschaffen, woran man tüchtig arbeitet.

Meine sehr ernst gemeinte Frage an die „Kongregation für den Göttlichen Kult" lautet: Aus welchen Gründen werden die Heiligenfeste derartig durcheinandergewirbelt? Vernünftigen Gründen wird man sich nicht verschließen. Aber dem so oft als „mündig" angesprochenen Gläubigen sollte man diese Gründe einmal nennen. Ein für liturgische Fragen zuständiger Bischof konnte mir auch keine Gründe angeben, obwohl er meine Bedenken teilte. Er meinte, es gäbe da Rationalisten, die kein Verständnis für gewachsene Frömmigkeit haben, und nicht selten hätten diese auch in der Reform der Liturgie eine gewisse Vormachtstellung erlangt. Volkspsychologie ist jedenfalls nicht

berücksichtigt. Oder bildet man sich wirklich ein, daß ein Philipp, der früher seinen Namenstag am 1. Mai feierte, ihn dann schließlich, weil er die Bedeutung des 1. Mai als Fest des hl. Josef, Patrons der Arbeiter, einsah, auf den 11. Mai verlegte — die meisten Kalender haben das bisher nicht mitgemacht —, ihn jetzt am 3. Mai feiert, weil das diesen Herren in Rom so gefällt? Man zerstört nur die Beziehung zwischen dem Namenstag und dem Namenspatron und baut damit wieder ein Stück wertvoller, gewachsener Heiligenverehrung ab.

Welche Monika wird ihr Namensfest jetzt nicht mehr am 4. Mai feiern, obwohl man noch verstehen könnte, daß man es auf den 27. August, den Tag vor Augustinus, verlegt hat? Aber selbst das ist nicht volkspsychologisch. Dann hätte man Verlegungen auf wenige, dringend notwendige und begründete Fälle beschränkt.

Die kleine Konzession, daß man zuweilen anstelle des Tagesgebetes in der hl. Messe das des Tagesheiligen beten darf, bedeutet gar nichts, weil dadurch nur das Meßformular zerstört wird. Retten kann man sich da nur noch ins alte Missale Pianum.

Ich habe früher einmal gelernt, daß der diabolus der Geist der Verwirrung sei und der Heilige Geist der Geist der Einheit. Welcher Geist wirkt eigentlich hier?

Der Verfasser weist uns nachträglich auf das Fest des hl. Martyrerbischofs Stanislaus von Krakau hin, das lt. Kölner Direktorium für 1973 am 7. Mai gefeiert werden soll, gemäß „Monatsdirektorium" aber auf den 11. April verschoben ist. In der Fastenzeit ist dieses Fest liquidiert, und dabei wurde Stanislaus wegen seines Einschreitens gegen den zügellosen König Boleslaw II. 1079 bei der Feier der hl. Messe ermordet und genießt größte Verehrung als Schutzpatron Polens! *J. Z.*

Ein abwegiger Beweis

Von Tibor Gallus S. J.

Zur Rechtfertigung der Handkommunion hört man immer wieder als Hauptargument: Jesus hat beim letzten Abendmahl den Aposteln nicht Mund-, sondern Handkommunion gereicht. Daher kommt es bestimmten Kreisen höchst gelegen, daß in manchen Ländern die Kommunionpraxis, wenn auch gegen den Willen des Papstes und entgegen der Meinung von zwei Dritteln des Weltepiskopates, zu der der Apostel im Abendmahlssaal zurückgekehrt

ist (in Italien, England, Polen z. B. ist die Handkommunion verboten!). Die genannte Beweisführung, im ersten Augenblick sehr durchschlagend und verführerisch, ist abwegig. Man setzt dabei die entwickelte Glaubenskenntnis über die Eucharistie von heute für die Zeit der Apostel voraus und argumentiert aus einer Handlungsweise Christi, die unter dieser Voraussetzung nicht erfolgte. Damit begeht man einen Anachronismus. Die Glaubenskenntnis der Apostel damals war noch sehr mangelhaft und kläglich. Sie waren noch nicht einmal von der Gottheit Christi fest überzeugt, sonst wären sie bei der Gefangennahme Jesu nicht davongelaufen. Noch weniger haben sie bei ihrer „Erstkommunion" im Abendmahlssaal eine Ahnung gehabt, was da geschah: daß nämlich der menschgewordene Gott ihnen seinen Leib und sein Blut unter der Gestalt des Brotes und des Weines reicht. Nicht das geringste Zeichen ihrer Ergriffenheit kommt in den Berichten der Evangelien darüber zum Ausdruck. Bei dem wunderbaren Fischfang reagierte Petrus auf das Wunder mit den Worten: „Herr, geh hinweg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!" (Lk. 5, 8). Hier aber, bei dem höchsten Wunder des Glaubens, sind die Apostel stumm und ahnungslos. Ein Empfang des Herrenleibes auf den Knien und durch Mundkommunion wäre psychologisch und pädagogisch ganz und gar verfrüht gewesen, die Apostel waren dafür seelisch noch gar nicht reif. Alles mußte im Rahmen des gewöhnlichen Essens und Trinkens bei Tisch geschehen. Auch die Ausgießung des Hl. Geistes hat in der Urkirche nicht sofort die würdigste Art des Empfanges der Eucharistie bewirkt. Der hl. Paulus muß die Korinther noch tadeln, die bei der „Zusammenkunft" ihr eigenes Essen vorwegnehmen und den Leib des Herrn nicht unterscheiden (vgl. 1. Kor. 11, 21, 29). Der göttliche Erzieher christlichen Lebens, der Hl. Geist, arbeitet mit dem Reifungsprozeß der Jahrhunderte und läßt die unter seiner Führung sich entwickelnden Generationen allmählich in das Vollkommenere hineinwachsen bis zur Mundkommunion auf den Knien. Welche psychologische Hilfe zur Ehrfurcht und Anbetung wurde damit gegeben! Dieses Knien vor Gott! Dieses Sich-nicht-würdig-Halten zum Empfang des menschgewordenen Gottes durch die eigene nicht geweihte Hand! Es ist hier nicht der Ort, die Problematik der Hand- und Steh-Kommunion aufzurollen. Es sollte nur kurz darauf hingewiesen werden, mit welch abwegigem Hauptbeweis die Rechtfertigung der Handkommunion belastet ist. Eine menschliche Korrektur an der jahrhundertelangen Erziehung des Hl. Geistes kann nur abwegig sein.

Ansichten eines altkatholischen Bischofs

Von Joachim Zimmermann

Nachdem er siebzehn Jahre der christkatholischen Kirche der Schweiz vorgestanden hatte, ließ Dr. Urs Küry einen „Hirtenbrief zum Abschied vom bischöflichen Amt auf den Eidgenössischen Bettag 1972" (Christkatholischer Schriftenverlag Allschwil 1972) „an die christkatholischen Gemeinden und Genossenschaften und an die Christkatholiken in der Diaspora" ergehen. Überschrift: „Nach hundert Jahren kirchlicher Eigenexistenz der Zukunft entgegen".

Im Rückblick auf die Geschichte der kirchlichen Organisation der Opposition gegen das I. Vaticanum fragt K.: „... hat dieses in der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts einzigartige Ereignis — die Gründung altkatholischer Gemeinden — für die Christenheit im ganzen die Bedeutung, die wir ihm zumessen? Ist dadurch in der Kirche Christi ein wirklicher Neuanfang gesetzt und der Grund gelegt worden zur Besinnung auf ein Anliegen, das seit Jahrhunderten die abendländisch-katholische Kirche umtrieb? Oder ist die altkatholische Kirchengründung in der Geschichte der christlichen Kirche eine bloße Episode, die auf einer zeitbedingten Fehleinschätzung der römisch-katholischen Kirche und ihrer Papstdogmen beruhte? Und könnte das der Grund gewesen sein, daß sie sich nicht weiter ausbreitete und ihre Existenz schon sehr bald gefährdet zu sein schien? Zur Beantwortung dieser Frage können wir uns damit begnügen, hinzuweisen, zwar nicht auf alles, aber auf vieles, was sich heute in der römisch-katholischen Kirche tut: auf ihr Drängen nach einer konziliar-bischöflichen Leitung der Kirche, auf ihre Anstrengungen um eine biblisch vertiefte Neuinterpretation und gradweise Abgrenzung der Dogmen, auf ihre gottesdienstlichen Reformen, auf ihre erstaunliche ökumenische Öffnung. Wenn es auch zwischen den Bestrebungen unserer altkatholischen Väter, die das alles schon vorweggenommen haben, und dem, was heute in der römisch-katholischen Kirche vor sich geht, keinen direkt nachweisbaren Zusammenhang gibt, so besteht ein solcher in der Sache selbst, die damals eine Sache weniger, heute eine solche vieler geworden ist. Wir wagen es, angesichts dieser Entwicklung an das Wort des Basler Kulturhistorikers Jacob Burckhardt zu erinnern: ‚Die Minorität, ob sie siegt oder stirbt, sie allein macht die Weltgeschichte' — so auch die Kirchengeschichte" (S. 4). Wer wollte es einem altkatholischen Bischof verdenken, eine solche Wertung vorzunehmen? Was ihm gleichsam als spät nachvollzogene altkatholische Reform der römisch-katholischen Kirche erscheint, kann uns im wesentlichen nur mit tiefem Schmerz erfüllen. K. weiß aber auch, daß unser

derzeitiger Reformismus, wenn überhaupt ein Sieg altkatholischer Ideen, dann nur ein Pyrrhus-Sieg sein kann. Sonst hätte er nicht aus dem Schreiben „eines römisch-katholischen Theologen in Deutschland, der unsere Kirche gut kennt, unter anderem folgendes" zitiert: „Als wahre Sendung des Altkatholizismus betrachte ich den vorbehaltlosen Einsatz für die Grundwahrheiten eines wahrhaft ‚positiven' Christentums (wie der zweite Bischof der Altkatholiken in Deutschland, Theodor Weber, es nannte) und damit wider die gerade im römisch-katholischen Lager grassierende Tendenz, den Glauben im horizontalistischen Sinn umzufunktionieren, so daß am Ende nichts bleibt als ‚Mitmenschlichkeit' und ‚gesellschaftskritisches Engagement'. Der immer mehr zur Herrschaft gelangende Immanentismus ... muß bekämpft werden, und es gibt fürwahr dabei Anknüpfungspunkte in der altkatholischen Tradition ... Ich empöre mich immer wieder darüber, daß damals nach dem I. Vaticanum Männer von der Wucht des kirchlichen Strafrechtes getroffen wurden, die mir als Heroen katholischer Rechtgläubigkeit vorkommen müssen, wenn ich sie vergleiche mit Leuten des (heutigen) nachvatikanischen Katholizismus, welche in der Tat die Fundamente des christlichen Glaubens paralysieren ... Wenn der Altkatholizismus sich nicht aufrafft, einem die Offenbarungsgehalte des Christentums zerstörenden Römisch-Katholizismus den bedingungslosen Kampf anzusagen und darin den Hauptauftrag der Stunde zu erblicken, wird er von diesem Reformismus liquidiert werden ..." Bischof K. bemerkt dazu: „Das sind deutliche Worte, deren Wahrheit zu beherzigen, wir allen Anlaß haben. Denn wir stehen heute — wie vor hundert Jahren! — in der Gefahr, es mit dem Dogma der Kirche leicht zu nehmen, es liberal aufzuweichen und uns jedes tieferen Nachdenkens über die katholischen Grundwahrheiten enthoben zu fühlen" (S. 34). Natürlich ist ein progressistischer „römischer Katholizismus" für den Altkatholizismus ein weitaus gefährlicherer Gegner als eine orthodoxe katholische Kirche. Es ist ja noch nicht lange her, daß in Deutschland einige junge altkatholische Priester die Aufnahme in den katholischen Klerus begehrten (und erreichten!) mit der Begründung, daß die separate altkatholische kirchliche Existenz durch die Entwicklung nach Vaticanum II überholt sei.

Unter der Überschrift „Die Bewältigung der Vergangenheit" zieht K. eine Bilanz der altkatholischen Vergangenheit. Er qualifiziert bestimmte Phänomene als „gut" und „weniger gut". Selbstverständlich ist die Ablehnung der päpstlichen Lehrunfehlbarkeit und des Jurisdiktionsprimates des Bischofs von Rom über die Gesamtkirche nach wie vor „gut". Die vorsichtige Kritik („weniger gut") betrifft u. a. folgendes: „Weniger gut war, daß im Kampf um die Wiederherstellung der altkirchlichen Verfassung die Meinung aufkam, unsere Kirche lehne — etwa im Geiste der ‚Los-von-Rom-Bewegung' —

das Papsttum überhaupt ab und erstrebe eine antihierarchische ‚Demokratisierung' der Kirche. Auch war es nicht von Gutem, daß das Synodewesen allzusehr nach dem Vorbild der parlamentarischen Demokratie gestaltet wurde ..." (S. 9). „Auch war man im Bestreben, den Gottesdienst möglichst volkstümlich zu gestalten, oft wenig kritisch in der Wahl der Mittel. Zur ‚Verschönerung' des Gottesdienstes wurden oft Lieder und Chorgesänge gewählt, die zwar populär waren, aber nach Text und Musik nur wenig kirchlichen Gehalt aufwiesen. Hinzu kam, daß einzelne Geistliche, aber auch Laien, nach ihren eigenen Einfällen eigenmächtig liturgische Reformen einführten, die nicht nur verwirrend auf die Gemeinden wirkten, sondern diese zu der noch heute weitverbreiteten Meinung verleiteten, Gottesdienst und Sakramente seien nicht Gottes eigene Gnadenakte, sondern auf menschlichen Ideen beruhende ‚Zeremonien' ... Weniger gut war, daß die Reformen ... vielfach als Freibrief für persönliche Willkürlichkeiten und kirchliche Gleichgültigkeit mißverstanden wurden. Das Schlimmste war, daß man sich — im Bewußtsein, überhaupt keinem Zwang mehr unterstellt zu sein — auch von der christlichen Verpflichtung zum sonntäglichen Gottesdienstbesuch entbunden fühlte" (S. 10 f). Ausführlich stellt der von seinem Amte scheidende christkatholische Oberhirte eine im Altkatholizismus (wohl ganz besonders dem schweizerischen) wirksame geistige Strömung dar, welche er als „Diesseits-Liberalismus" bezeichnet, die Anschauung derjenigen, „die einen jenseitigen Gott ablehnend, ihn vielmehr als innerhalb der Welt seiend verstanden und ihn nicht selten mit der alles durchdringenden Weltvernunft in eins setzten. Die auf das Aufklärungszeitalter zurückgehende Erklärung von der ‚Mündigkeit' des Menschen, der den Mut haben solle, sich von allen Bevormundungen zu befreien und ‚von seinem eigenen Verstande Gebrauch zu machen', wurde dahin verstanden, daß der ‚mündige' Christ sich loszumachen berufen sei von seiner bisherigen Bindung an Offenbarung, Dogma, Kirche und Amt. Man lehnte diese entweder ab oder man deutete sie, ‚vom eigenen Verstand Gebrauch machend', rational um. Auf diesem Wege wurde eine gefährliche Säkularisierung (Verweltlichung) der christlichen Grundbegriffe eingeleitet, die bis heute nachwirkt ... Der Glaube galt weniger als ein uns von oben geschenktes Wissen um Gottes Wahrheit, sondern mehr als eine Sache des Gefühls oder der ‚Weltanschauung' des Menschen. Statt von der Notwendigkeit des Bekennens der erkannten Wahrheit sprach man lieber vom Geltenlassen anderer Meinungen. Man wollte — was recht war — tolerant sein, aber man war es, ohne den Wahrheitsgehalt dieser anderen Meinungen ernsthaft zu prüfen. Gegenüber einer streng biblischen Verkündigung war man zurückhaltend. Man wollte nur gelten lassen, was dem eigenen Verstand unmittelbar einleuchtete. Was darüber hinausging, nahm

man nur mit Skepsis entgegen, so zum Beispiel die biblischen Verheißungen, die uns für die Endzeit gegeben sind ... Man zog es vor, den letzten Fragen des Glaubens gegenüber in den damals schon sehr zeitgemäßen Agnostizismus (die Anschauung, wonach alle übersinnlichen Dinge unerkennbar seien) auszuweichen ... Mit um so größerer Bereitschaft betonte man den ‚sittlichen Wert' des Christentums, bejahte es aber mehr als eine innerweltliche geschichtliche Größe, von der große positive Wirkungen auf den kulturellen und sittlichen Fortschritt der Menschheit ausgegangen seien. In diesem Sinne sprach man auch vom kommenden Reich Gottes; man sah in ihm nicht die in Jesus Christus angebrochene und in der Endzeit sich vollendende Gottesherrschaft, sondern ein Reich der sozialen Gerechtigkeit, der allgemeinen Menschenliebe und des Völkerfriedens, das die Menschen durch ihre — wie man damals sagte — ‚Reichgottesarbeit' selbst zu verwirklichen hätten. Den eigentlichen Kern des Christentums sah man im Gebot der Nächstenliebe. Aber man gab diesem Gebot — ohne sich darüber Rechenschaft zu geben — einen anderen, unbiblischen Sinn und deutete es um in die profan-sittliche Forderung der — wie wir heute sagen würden — ‚Mitmenschlichkeit', das heißt, der allgemeinen Menschenliebe und weltumfassenden Solidarität. Einige glaubten allen Ernstes, daß mit den Geboten der Bergpredigt nichts anderes gemeint sei als das, was J. W. Goethe in die Worte gefaßt hat: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!' Weniger Gebildete hielten sich an die aus der Aufklärungszeit stammende Devise: ‚Fürchte Gott, tue recht und scheue niemand!' (wobei gewöhnlich das erste Sätzchen wegfiel). Es war unvermeidlich, daß bei einer solchen Überbetonung des (weithin mißverstandenen) ‚sittlichen Wertes des Christentums' das eigentliche Glaubensleben, vor allem das Gebets- und sakramentale Leben, Schaden leiden mußte" (S. 12 f).

Diese Analyse altkatholischer Vergangenheit hält — den Eindruck hat man ganz spontan — dem derzeitigen Progressismus den Spiegel vor. Aus der Kirchengeschichte nichts gelernt zu haben, solchen Vorwurf muß sich auch der „aggiornamentierte" Katholizismus gefallen lassen. Das Damals im Heute stellt K. denn auch unmißverständlich heraus: „Wir haben keinen Anlaß, uns über diesen alles nivellierenden Diesseitsliberalismus weiter Kreise der damaligen Zeit ... allzu erhaben zu fühlen und zu meinen, er sei endgültig überwunden. Im Gegenteil: viele Anzeichen sprechen dafür, daß er in unserer Zeit, die schon als ‚Zeitalter der Vollendung der Aufklärung' bezeichnet worden ist, in unserer wie in den andern Kirchen wieder neu an Einfluß gewinnt. Hören wir doch heute wieder ähnliche Stimmen wie vor hundert Jahren, werden doch christliche Begriffe von neuem säkularisiert und in einem durchaus profanen Sinne gebraucht — nur mit dem Unterschied,

daß heute der weltanschaulich-liberale Hintergrund fehlt und eine aller tieferen Ideen bare Verdiesseitigung der Botschaft Christi im Gange ist. Jedenfalls ist es auffällig, wie sehr heute wieder ganz unbiblische Begriffe, wie ‚Zeitgemäßheit, Fortschritt, Entwicklung, Mündigkeit, mitmenschliche Solidarität, Partnerschaft' usw., die großen Parolen, speziell der ‚aktiven' Christen unserer Tage, geworden sind, während es um die großen Fragen des Glaubens, die vor Jahren noch die theologische und kirchliche Welt bewegten, merkwürdig still geworden ist" (S. 13).

Die kirchliche Zukunft sieht Bischof K. vor allem an die Notwendigkeit der Absage an eine Theologie geknüpft, die „einem gefährlichen Horizontalismus verfallen ist, das heißt: einer Denkweise, die den Blick in die Vertikale der Offenbarung Gottes, der nach biblischem Zeugnis als der absolut Jenseitige ‚senkrecht von oben' in diese Welt hineinwirkt, aufgegeben hat zugunsten einer Sicht auf einen rein innerweltlichen Gott der Zukunft ... Der Mensch ist der Ausgangspunkt und das Endziel allen theologischen Denkens geworden. Es scheint, daß der Traum des großen Religionskritikers des letzten Jahrhunderts, Ludwig Feuerbach, sich zu erfüllen beginnt, der das ominöse Wort gesprochen hat: ‚Aus Theologen will ich Anthropologen (aus Gottesgelehrten Menschengelehrte), aus Theophilen Philanthropen (aus Gottesfreunden Menschenfreunde), aus Kandidaten des Jenseits Studenten des Diesseits, aus Betern Arbeiter, aus religiösen Kammerdienern freie Bürger machen.'" Eine zeitgenössische Theologie, die in Wahrheit von Anthropologie, Psychologie, Psychiatrie, Soziologie und Politologie lebt, hat dazu geführt, „daß die Einsicht in die ganze Abgründigkeit der menschlichen (vor allem der eigenen) Sünde und in die Dämonie dieser Welt schwindet und das Vertrauen auf die Macht der Gnade in ein kameradschaftliches Verhältnis mit dem Herrgott ausartet; ferner, daß das christliche Zeugnis in Wort und Schrift verflacht und verharmlost wird, sei es, daß die Predigt zu einer bloßen Darstellung der Heilstaten Gottes ohne existentiellen Bezug zum Menschen in seiner Not wird oder daß sie einem biederen, psychologisierenden Alltagsmoralismus oder einer sozialethischen Pathetik verfällt". Das kirchliche Leben leidet darunter, „daß der Verkehr unter Christen immer unbrüderlicher und intoleranter wird; daß sich eine Art christlicher Selbstgerechtigkeit und eines weltlich getarnten Klerikalismus breitmacht". Angesichts dieser bedrohlichen Lage gibt K. die Parole aus: „Zurück zur Transzendenz! Zurück zum jenseitigen Gott der Offenbarung — und zurück zum jenseitigen Menschen, das heißt: zu dem Menschen, wie ihn die profanen (weltlichen) Wissenschaften niemals zu erkennen vermögen, sondern wie ihn uns — in seinem einmaligen Person-Geheimnis und in seiner urtümlichen

Zugehörigkeit zur Menschheit und zur Schöpfung — Gott allein zu offenbaren vermag. Wir haben, wenn wir eine Zukunft haben wollen, den Weg zu suchen, auf dem wir alles, was ist, den Menschen, die Menschheit, die Schöpfung, im Lichte der Jenseitsoffenbarung neu zu sehen und zu verstehen lernen. Das ist nur möglich durch eine Umkehrung unseres Denkens von Grund auf: statt von unten nach oben haben wir von oben nach unten zu denken... Im bewußten Gegensatz zum Horizontalismus unserer Tage haben wir steif und kompromißlos in die Vertikale Gottes in Jesus Christus zu blicken, um von ihm die Vollmacht und Kraft zu einem neuen Denken, mehr noch: zu einer neuen Grundhaltung unseres ganzen Wesens zu empfangen. An diesem Punkt und nur an diesem haben wir mit einem radikalen (wurzelhaften) Neuanfang einzusetzen und ‚Revolutionäre' zu werden. Allerdings nicht Revolutionäre von der Art dieser Welt, die nur im innerweltlichen Bereich Altes durch Neues ersetzen, das morgen schon veraltet sein wird, sondern von der ewigen Zeit Gottes her haben wir ‚Jenseitsrevolutionäre' zu werden in der konsequenten Befolgung des Wortes: ‚Seht auf zu Jesus, dem Anfänger und Vollender des Glaubens!' Oder, um mit dem Apostel Paulus zu reden: ‚Suchet, was droben ist, wo Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes! Trachtet nach dem, was droben ist, und nicht nach dem, was auf Erden ist!' (Kol. 3, 1 f)" (S. 23 ff).

Hinsichtlich des Gottesdienstes bemerkt K., an dem sattsam bekannten derzeitigen Anliegen der „Dialogpredigt" anknüpfend, zur „Krise der Predigt" u. a.: „Der Dialog Gottes mit den Gläubigen ereignet sich nur, wenn Geistliche und Laien folgendes wieder neu zu verstehen lernen: Was der Prediger sagt, ist zwar ein schwaches Menschenwort; aber es ist ein Wort, durch das, wenn es nichts anderes sein will als getreue Auslegung des Wortes Gottes, Gott selbst zu uns spricht. Er ist in jeder Predigt, soweit sie sein Wort zum Erklingen bringt, der eigentlich Redende. Wir — Laien und Geistliche — können ihm gegenüber nur Hörende und Antwortende sein. Gottes eigenes Wort kann aber die menschliche Predigt nur werden auf Grund der zwei großen Heilstatsachen der Inkarnation und der Inspiration, die die Grundvoraussetzungen allen kirchlichen Handelns sind: nämlich auf Grund dessen, daß in Jesus Christus Gottes Wort menschliche Gestalt angenommen hat, das er als Mensch unter Menschen durch die Vermittlung der Propheten und Apostel zu uns spricht. Und zweitens auf Grund dessen, daß Gott uns durch die Sendung des Heiligen Geistes für sein Wort überhaupt erst ansprechbar macht und in uns das Hören, Verstehen und Befolgen seines Wortes wirkt. Alle unsere Bemühungen, durch einen rein menschlichen Dialog über Gott oder durch eine neue Sprechweise oder durch Bibelübersetzungen in der Sprache des Alltags das Wort Gottes dem Verständnis des modernen

Menschen näherzubringen, sind vergeblich und nutzlos, wenn nicht dieses Entscheidende geschieht, daß uns im Glauben an das in Jesus Christus fleischgewordene Wort und an das unaufhörliche Wirken des Heiligen Geistes das menschliche Predigtwort je und je zu Gottes Wort wird. ‚Nur die wahrhaft Gläubigen hören (in der Predigt) nicht nur einen beliebigen Menschen, sondern im Gehorsam Gott selbst reden' (Augustinus)" (S. 32).

Auch im Altkatholizismus existiert das Problem „Liturgiereform". Die Schweizer Christkatholiken besaßen als erste der Oppositionellen nach dem I. Vaticanum ein landessprachliches Meßbuch (1880), das erheblich vom Missale Romanum abweicht. Bischof K. warnt die Reformeifrigen vor bloßer Repristination „altkirchlicher" Formen und vor pauschaler Verwerfung alles dessen, „was seit der Spaltung der Kirche um das Jahr 1054, etwa im Mittelalter, in der Reformations- und in der Barockzeit, an liturgischem Gut hinzugekommen ist". Gegen die Sprache der christkatholischen Liturgie wird der Vorwurf erhoben, sie „sei die des 19. Jahrhunderts", was auch nicht ganz zu bestreiten sein dürfte — ein deutlicher Beweis für das schnelle Veralten landessprachlicher Liturgie. K. gibt angesichts der Forderung nach einem Gottesdienst in Anpassung an „unsere heutige Alltagssprache" zu bedenken: „Die Sprache der Liturgie kann . . . nicht die des Alltags sein, soll die Sache selbst nicht der Banalisierung verfallen. Die Liturgie verträgt nur eine gehobene Sprache, die sogar gewisser ‚mythologischer' Elemente nicht entbehren kann — sowenig als eine schriftgemäße Predigt." Nachstehendes Zitat dürfte vom Inhalte her wohl die Länge rechtfertigen: „Eine zweite Forderung geht dahin, man möge das liturgische ‚Zeremoniell', die liturgischen Formen, Zeichen und Gesten, auf das Notwendigste beschränken. Es möge beim Gottesdienst alles in größter Einfachheit und Schlichtheit vor sich gehen. Auch möge der Gottesdienst nicht zu lange dauern. Diese Forderungen wurden schon vor hundert Jahren gestellt und sind auch weithin befolgt worden. Die Frage stellt sich uns darum so, ob wir auf diesem Wege weitergehen sollen. Wir möchten davor ausdrücklich warnen, obwohl in einigen unserer Gemeinden in dieser Beziehung bereits des Guten zuviel getan worden ist. Liturgische Zeichen und Symbole, Formen und Bilder wie auch liturgisches Brauchtum aus älterer Zeit sind, so meinen wir, beizubehalten, zu beleben und — wo nötig — vom Geist des Evangeliums her neu zu gestalten. Man soll nicht vorschnell sagen, die kirchliche Symbolik werde heute nicht mehr verstanden und sei für den modernen Menschen nichtssagend geworden. Das mag für den Schwachgläubigen und die hausbackenen Aufgeklärten, nicht aber für Gläubige der katholischen Kirche gelten. Sehen wir denn nicht, daß gerade der Gläubige, der von der Unnahbarkeit und dem Geheimnis Gottes und

seines gnädigen Handelns weiß oder doch etwas spürt, sich in unserem rationalistischen Zeitalter wieder mehr und mehr auf solche Zeichen und Symbole angewiesen fühlt, um der Gegenwart Gottes im Gotteshaus innezuwerden? Wie ganz anders vermag der schlichte, aber auch der geistig hochstehende Gläubige unter Umständen in einer Kirche zu beten, die durch ihre Altäre, Bilder und Statuen eine Atmosphäre echter Vertrautheit mit Gott, Christus und den Heiligen ausströmt, als in einer solchen, die nach rein profanen Gesichtspunkten ausgeräumt und zu einem bloßen Betsaal umgestaltet wurde! Das Analoge gilt für die Forderung, den Gottesdienst abzukürzen. Zwar ist man gegebenenfalls bereit, dem Orgelspiel und — was vor Jahren bei uns mit Recht verpönt war — Vokalsoli älterer und modernster Prägung reichlich Zeit einzuräumen, aber die Gebete sollen möglichst kurz sein. Wirklich? Merken wir denn nicht, daß eine innerlich gesammelte Anbetung Gottes in die Tiefe gehender und darum einigermaßen ausführlicher Gebete bedarf, aber auch gewisser Augenblicke der Stille, die uns die Möglichkeit einer persönlichen Versenkung in die Geheimnisse Gottes gewähren? Aber das Wichtigste ist mit alledem noch nicht gesagt. Entscheidend muß es uns darum gehen, daß wir durch eine entsprechende liturgische Sprache und Musik wie durch den Bilder-‚Schmuck' in unseren meist alten und schönen Kirchen dem unerhörten Geheimnis zeichenhaft Ausdruck geben, das sich im gottesdienstlichen Geschehen vollzieht. Dieses Geheimnis besteht zentral darin, daß in der uns vom irdischen Jesus aufgetragenen Abendmahlsfeier die vom Heiligen Geist gewirkte Selbstvergegenwärtigung des erhöhten Herrn in seinem Opferwirken für uns Ereignis wird und daß in diesem Geschehen Gott selbst in seiner Lichtherrlichkeit unter uns gegenwärtig wird. Diesem Geheimnis gilt es in unseren Gotteshäusern auch sichtbar Ausdruck zu geben. Wir wenden uns bestimmt gegen alle Versuche, unsere Kirchengebäude nicht nur, sondern auch unsere gottesdienstlichen Feiern zu ‚entsakralisieren', das heißt: das Heilige in seiner irdischen Erscheinungsform seines Heiligseins zu berauben und das ‚mysterium tremendum', das Furcht und Seligkeit wirkende Geheimnis der Gegenwart Gottes, aus unseren Kirchen und gottesdienstlichen Feiern zu bannen. Wir haben vielmehr den Gegensatz zwischen der Kirche als dem Tempel des Heiligen Geistes und der Welt, die vom göttlichen Geheimnis nichts weiß oder wissen will, herauszustellen und die Kirche als den ‚sakralen', als den von Gott in besonderer Weise geweihten Raum, als die von ihm ‚entweltlichte Welt' der profanen, der ‚verweltlichten Welt' bekenntnisfreudig entgegenzustellen, um gerade so Kirche und Welt miteinander zu konfrontieren und sie in der Kraft der Versöhnung zur Einheit zu bringen. Wir haben ... der Kirche als der Stätte, in der Gottes Lichtherrlichkeit wohnt,

ihren mystischen Charakter zu wahren, bzw. zurückzugeben. Wir haben im Glauben an die Gegenwart der Lichtherrlichkeit Gottes mystisch zu denken und in dieser Haltung unseren Gottesdienst zu feiern. Wenn wir das nicht anstreben und wenn wir das der Welt gegenüber nicht kraftvoll zur Geltung bringen, dann läßt es sich nicht vermeiden, daß auch überzeugte Christen das Geheimnis Gottes, das ihnen in unserem Gottesdienst vorenthalten wird, in anderen Religionen, zum Beispiel in denen Indiens, suchen." Wohl sollen „liturgische Fachgelehrte bei der Erneuerung der Liturgie vorangehen . . . Wir müssen uns aber im klaren darüber sein, daß wir — wie gerade die Vielheit liturgischer Experimente unserer Tage und die damit verbundenen Unsicherheiten zeigen — nicht in einer liturgieschöpferischen Zeit leben. Sowenig Kunstwissenschaft Kunst zu schaffen vermag, ihrer Entfaltung unter Umständen vielmehr hinderlich ist, sowenig kann Liturgie durch die Liturgiewissenschaft und Theologie allein neugeschaffen werden. Liturgie kann nun einmal nicht ‚gemacht' werden, weder von Theologen noch von Laien, sie kann nur werden" (S. 44 ff).

Hiermit sei der Auszug aus dem Hirtenbrief des christkatholischen Bischofs abgeschlossen. Die Darbietung des Exzerptes geschah sicher nicht im Interesse eines landläufigen Ökumenismus. Es wurde deutlich, wie — gleichsam in der Form eines Vermächtnisses — der von seinem Amt scheidende Dr. K. Warnungen vor Irrwegen aussprach, die auch unseren Reformisten und Progressisten „ins Stammbuch geschrieben" sein könnten. Diese schweizerische Stimme ist insofern besonders beachtenswert, als sie aus der vielleicht liberalsten altkatholischen Nationalkirche kommt. Die Ansichten Bischof Kürys sind gewiß in gar manchem nicht die der Mitarbeiter und Leser dieser Zeitschrift, aber eine positive ökumenische Bedeutsamkeit dürfte ihnen kaum abzusprechen sein. Freilich bleibt die bange Frage, ob der Standpunkt dieses Bischofs Aussicht hat, einmal repräsentativ für d e n Altkatholizismus zu sein.

St. Athanasius

Zum 1600. Todestag (am 2. Mai 1973) erschien das Buch „Athanasius und die Kirche unserer Zeit" von Bischof Dr. Rudolf Graber im Verlag Josef Kral, 8423 Abensberg. Wir bringen daraus einen Auszug, wie er sich als Zitat in der lutherischen Zeitschrift „Brüdern" (vom 13. Mai 1973) findet.

In den meisten katholischen Buchhandlungen fragt man vergebens nach diesem Buch, während zersetzende Schriften von Küng, Rahner, Holl u. a. gleich nach dem Erscheinen aufdringlich herausgestellt werden. Auch in katholischen Zeitungen und Zeitschriften wird es wenig beachtet (eine Ausnahme bildete u. a. die „Deutsche Tagespost"), obwohl Bischof Graber endlich den erschreckenden Zustand der Kirche offen aufzeigt. Um so erfreulicher, daß ein lutherisches Gemeindeblatt ohne Vorbehalt aus diesem Werk berichtet.

„Die Nachricht von der abermaligen Absetzung des Athanasius gab in Alexandrien das Zeichen zum Sturm. Mit harter Hand griff der kaiserliche Präfekt Philagrius ein. In der Nacht des 18. März 340 wurde Athanasius aus dem bischöflichen Palast vertrieben. Das Volk umstand mit drohender Gebärde die Kirchen. Athanasius wollte das Schlimmste verhüten, in Eile taufte er noch die Katechumenen, dann nahm er die Flucht, und unter dem Schutz einer Kriegerschar ritt Gregor in die Stadt ein. Die Juden, Heiden und Arianer jubelten dem Mietling zu. Durch die Gemeinde der Gläubigen ging ein dumpfes Murren und ein Schrei der Verzweiflung, als Gregor unter entsetzlichen Greueln von ihren Kirchen Besitz nahm. Es war am Karfreitag. Der vertriebene Vater hörte in seinem Versteck bei der Stadt, wie der Todesschrei der von Gregor Erschlagenen das Osteralleluja übertönte. Boten kamen und meldeten ihm in atemlosen Entsetzen, Hunderte hätte man aus den Kirchen in die Kerker geschleppt, heilige Jungfrauen hätte man auf den Plätzen vor den Heiligtümern entkleidet und mit Knütteln auf sie eingehauen, bis sie zusammenbrachen, und er sah am Himmel den Feuerschein verbrannter christlicher Gotteshäuser.

Er kann sich nicht mehr halten, er schreibt einen Brief an alle seine Bischöfe . . .

> ‚DEN MITBISCHÖFEN insgesamt, den geliebten Herren, entbietet Athanasius Gruß im Herrn. . . .
>
> Nicht erst jetzt hat ja die Kirche Ordnung und Satzung erhalten. Von den Vätern wurden sie ihr gut und sicher übergeben. Auch nicht erst jetzt nahm der Glaube seinen Anfang, sondern vom Herrn ist er durch die Jünger auf uns gekommen. Möge doch nicht das, was von Anfang bis auf unsere Zeit in den Kirchen bewahrt worden ist, in unseren Tagen preisgegeben werden; möge nicht, was uns anvertraut worden ist, von uns veruntreut werden. Brüder, als Verwalter der Geheimnisse Gottes laßt euch bewegen, da ihr seht, wie alles das von den andern geraubt wird. . . . Mich drängt es, dies in knapper

Kürze aufzuzeigen, damit ihr wirklich erkennt, daß solches niemals gegen die Kirchen geschehen ist seit dem Tag, da der Herr, zum Himmel erhöht, den Jüngern seinen Auftrag gab mit den Worten: Ziehet hinaus; lehret alle Völker und tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.' . . .

In einem Brief gerade an Athanasius aus dem Jahr 371/72 stehen die vielsagenden Worte: ‚Die ganze Kirche ist in Auflösung' . . . Ein anderer Brief, 372 geschrieben, gilt den Bischöfen Italiens und Galliens, sie sollen zu Hilfe kommen, ‚ehe noch die Kirchen vollends Schiffbruch' leiden; denn ‚es ist ja nicht nur e i n e Kirche gefährdet, auch nicht zwei oder drei sind vom schweren Unwetter betroffen. Fast von den Grenzen Illyriens bis zur Thebais grassiert das Übel der Häresie. Den verderblichen Samen hat zuerst der berüchtigte Arius ausgestreut.' . . .

Und heute? . . . Der Papst hat recht: Der Teufel ist in die Kirche eingebrochen. Noch fehlt uns freilich eine Analyse seiner Methoden, die man jedoch leicht erkennen könnte, wenn man sich nur an die Aussagen des Neuen Testamentes über ihn hielte. Es seien nur einige dieser seiner Methoden genannt. Er versteht es wunderbar, sich als ‚Engel des Lichtes' (2. Kor. 11, 14) zu tarnen, indem er die Gottesgabe der Vernunft in die Waagschale wirft: Alles, was heute an Reformen in der Kirche geschieht, läßt sich vernünftig begründen. Die Not der Zeit tut noch ein Übriges, und was nur als Ausnahme etwa für Missionsgebiete gestattet wurde, wird unter der Hand auch für uns zur Gewohnheit. Warum auch nicht? Ängstlich vermeidet man im allgemeinen den offenen Kampf gegen Glaubenswahrheiten, man macht es eleganter, man redet nicht mehr davon, oder man verstümmelt sie zu halben Aussagen im sicheren Wissen, daß halbe Wahrheiten schlimmer sind als ganze Lügen. Schließlich bringt man das Neue in eine so unmittelbare Nähe zu den ‚alten' Wahrheiten, daß schon eine starke Dosis der Geistesgabe der ‚discretio spirituum, der Unterscheidung der Geister' (1. Kor. 12, 10) dazugehört, um hier Echtes vom Unechten und Wahres vom Falschen zu unterscheiden. Wenn man diese Methoden studiert, kommt man zur Überzeugung, daß der Teufel heute gar nicht so viel Wert darauf legt, unerkannt zu bleiben und ‚kryptogam' sein Zerstörungswerk zu betreiben, sondern daß er sich offen und öffentlich manifestieren will . . .

Wer heute . . . noch meint, es handle sich bei den Vorgängen in der Kirche um Randerscheinungen oder Übergangsschwierigkeiten, die von selbst nach einiger Zeit abebben, dem ist einfach nicht zu helfen. Aber um so größer ist die Verantwortung der führenden Männer in der Kirche, wenn sie sich nicht mit diesen Fragen beschäftigen und meinen, . . . mit einem Herumflicken alles

reparieren zu können. Nein, es geht um das Ganze, es geht um die Kirche . . .

Wir kehren zum Anfang zurück. Athanasius zählt in seinem Hirtenschreiben auf, was damals in Alexandrien geschah: ‚Kirchenraub, Brandstiftung, Gotteslästerung, Schändung von Jungfrauen, Auspeitschung und Mord.' Das alles ist nichts im Vergleich zu dem, was heute in der Gesamtkirche sich zuträgt, ohne daß man dessen eigentlich so richtig gewahr wird. . . .

Wir wissen nun, woran wir sind. Der luziferische Plan liegt klar und offen vor uns."

Die lateinische Sprache als Kultsprache der Völker

Von Gerard Mizgalski

Der folgende Beitrag ist der Festschrift für Johannes Overath entnommen, die aus Anlaß seines 60. Geburtstages im April dieses Jahres von Prof. Hans Lonnendonker herausgegeben wurde. Der volle Titel lautet dort: Gedanken und Meinungsaustausch zum Thema „Die lateinische Sprache als Kultsprache der Völker". Prof. Msgr. Gerard Mizgalski ist Domkapellmeister in Posen (Poznan) und einer der führenden Kirchenmusiker Polens. Wer ihn auf den Tagungen der CIMS (Consociatio internationalis musicae sacrae) erlebte, war von dieser Priesterpersönlichkeit stark beeindruckt. Prof. Mizgalski ist auch als Kirchenmusiker so sehr Priester und Seelsorger, daß die pastorale Aufgabe der musica sacra für ihn ebenso bedeutsam ist wie ihr ästhetisch-künstlerischer Aspekt. Um so gewichtiger sind seine Ausführungen über die lateinische Kultsprache.

. . . Diese Zeilen schreibt ein polnischer Priester und Kirchenmusiker, der im Jahre 1932 im lateinischen Ritus geweiht wurde und der den Lesern der westlichen Länder, welche die Geschichte der Kirche in ihren Staaten anders gestalteten und gestalten konnten, nun die Meinung ihres östlichen Nachbarn sagen möchte. Für uns Polen war die lateinische Sprache in den 150 Jahren der Annexion unseres Landes durch die drei Großmächte (nach der dritten Teilung Polens) die einzige Hoffnung, daß wenigstens der „Heilige Vater" uns nicht verlassen hat. Und was war für uns die lateinische Sprache in den Schreckensjahren des letzten Krieges?

Heute darf es ein Nichtdeutscher mit Nachdruck aussagen, wie *wunderbar* die lateinische Sprache das Leben, die Sicherheit, die Liebe und Bruderschaft der vielen tausend Priester und Ordensleute in den KZ-Lagern gestaltete! In dieser gemeinsam verstandenen Sprache beteten die Geistlichen aus 21 Nationen bei den härtesten Arbeiten in der Plantage und im Steinbruch (Gusen-Mauthausen). Sie trösteten sich gegenseitig in dieser Sprache, gaben den Häftlingen aller Nationen die Lossprechung und das Viaticum in lateinischer Sprache. Alles im geheimen vor den Verfolgern.

Der Leser möge jeden beliebigen noch überlebenden geistlichen KZ-Häftling irgendeiner Nation befragen, was ihm den Mut gab, auszuhalten, durchzuhalten? Er wird antworten: unser gemeinsames Gebet in lateinischer Sprache und unser gemeinsamer Choralgesang (soweit er erlaubt war): „Credo . . . in unam, sanctam, catholicam et apostolicam Ecclesiam . . ." Der gregorianische Gesang war unser Weihechoral auf Leben und Tod. Inbrünstig sangen wir: „. . . dona nobis pacem . . .", und wenn der Rauch vom Krematorium her zu uns drang, sangen wir ergeben „In paradisum deducant te angeli . . .". Dann waren wir eins — einig — in una oratione, in una lingua, in cantu sacro. Und diese lingua war für uns nach den Worten des polnischen Kardinal-Primas auf der 1. Sitzung des Konzils „. . . validissimum vinculum unionis Ecclesiae . . .", und man kann hinzufügen „. . . etiamsi in carcere!" . . .

Seit dem Jahre 1962 ist in der katholischen Kirche ein Stein ins Rollen gekommen, der eine donnernde und angstvolle Lawine mit sich zog und im bisher ruhigen Tale der gläubigen Menschen eine große Umgestaltung verursachte. Dieser Stein, den über hundertfünfzig Jahrzehnte aus dem edelsten geistigen Gute der Menschheit gebildet hatten, ist die lateinische Sprache als Kultsprache der römisch-katholischen Kirche in allen Nationen der Welt.

Es wäre heute schon ein Kampf mit dem Drachen — oder, wie man in Polen bei jedem hoffnungslosen Unternehmen sagt, „mit dem Spaten gegen die Sonne zu kämpfen" —, wollte man neue philolateinische Organisationen und Verbände bilden und die römischen Kongregationen mit Denkschriften zudecken unter dem Losungswort „zurück zur lateinischen Kultsprache in der Kirche" u. ä. Dennoch könnte man in Zukunft unserer Generation den Vorwurf machen, daß wir so leichten Herzens die „Nationalisierung" (Provinzialisierung, Säkularisierung) der Kultsprache der römischen Kirche hingenommen hätten. Die Liturgisten und Rubrizisten können in dieser „Erneuerung" nicht viel verlieren. Die Kirchenmusiker hingegen würden dabei alles verlieren. Weil die Kirchenmusiker immer gehorsame Söhne der Kirche waren

und sind, soll man ihnen erlauben, ihre Gedanken und Meinungen zu diesem Thema vorzutragen.

Der gute und gelobte Papst Johannes XXIII., den einige beschuldigen, „er habe die Türen zu jeder freimütigen renovatio in der Kirche leichtfertig, obwohl in guter Meinung, zu weit geöffnet", war doch bezüglich der lateinischen Sprache anderer Meinung. Kardinal Gabriel M. Garrone schreibt in seinem Buche „Le Concil. Orientations", Paris 1966, u. a., daß die Leute, die das Konzil vorbereiten sollten, sich wegen des Problems der Sprache in den Konzilssitzungen nicht ängstigten: es war für sie selbstverständlich, daß es die lateinische Sprache sein sollte. Am 22. Februar 1962 — kurz vor Konzilsbeginn — wurde die Constitutio Apostolica des Papstes Johannes XXIII. „Veterum sapientia" sehr feierlich und — wie man sagt — in einer geheimnisvollen Eile veröffentlicht. Diese Konstitution bekräftigt die hohe Ehrenstellung und das exklusive Recht der lateinischen Sprache als „lingua Ecclesiae". Leider — die Konstitution „Veterum sapientia" wurde kaum bemerkt und im Flusse der großen Ereignisse, die jetzt seit der 1. öffentlichen Sitzung ihren Lauf nahmen, ganz und gar vergessen. Es ist sehr interessant und vieldeutig, daß in vielen Konzilskompendien im Kapitel „Geschichte des Konzils" diese Konstitution überhaupt nicht zitiert wird. Dennoch kann man sagen, daß der Geist dieser Konstitution die 1. öffentliche Sitzung des Konzils beseelte.

Die Verteidigung der lateinischen Sprache war in den Konzilssitzungen der Gegenstand sehr beredter Interventionen. Zur Verteidigung ihrer Rechte wurde eigentlich alles gesagt. Eine beachtenswerte Aussage in der Verteidigung der lateinischen Sprache war die Intervention Polens. Es waren ergreifende und ernste Worte des Prismas von Polen, Kardinal Stefan Wyszynski, am 9. 11. 1962, der im Hinweis auf die Lage seines Landes in der Vergangenheit sowie in der Gegenwart die lateinische Sprache als „vinculum validissimum unionis Ecclesiae" bezeichnete. Man muß aber die Lage Polens in den Schreckensjahren des letzten Krieges sowie die jetzige Lage kennen, um zu verstehen, warum die polnischen Bischöfe so dringend und so entschieden für die lateinische Sprache als Kultsprache der Kirche votierten. Die Bischofskonferenz Polens zögerte sehr lange mit der Einführung der Volkssprache in die Liturgie der Messe und der Sakramente. Erst vom Advent 1970 an wurde in Polen die Messe in der Volkssprache erlaubt. Polen ist ein Land, das als „semper fidelis Sedi Apostolicae" bezeichnet wird. Darum betonte auch der polnische Kardinal-Primas: „Obwohl heute niemand mehr das Recht der Volkssprache in der Liturgie in Frage stellt, dennoch müssen andererseits alle in Christo fideles mit einer ehrlichen Loyalität sich der Verwerfung der lateinischen Sprache entgegenstellen."

Schade, daß diese Worte des polnischen Kirchenfürsten so wenig Beachtung fanden und endgültig überstimmt wurden. Der Kardinal-Primas wußte, was er verteidigte. In einer kurzen, auf Minuten begrenzten Intervention konnte er nicht alles sagen. Die Meinungen der polnischen Bischöfe waren gleich nach der Bekanntmachung der Latein-Konstitution „Veterum sapientia" klar. In allen Diözesan-Nachrichten wurde die Konstitution in polnischer Sprache veröffentlicht und kommentiert. Aber „das liturgische Verderben", wie es so manche nannten, kam nach Polen aus dem Westen. Die nachkonziliare Gesetzgebung bietet jedem Gutwilligen die Möglichkeit, die lateinische Kultsprache und das musikalische Erbe zu erhalten. Die Instruktionen zur ordnungsgemäßen Durchführung der Liturgiekonstitution riefen zu liturgischer Disziplin und wiesen energisch alle Mißbräuche und Eigenmächtigkeiten ab. Mit großer Sorge sahen die polnischen Bischöfe dem „liturgischen Treiben" im Westen Europas zu. Mit der Zeit wurde es allen nüchternen Menschen klar, daß die liturgischen Gesetzgeber der Kirche nicht mehr imstande sind, die Eigenmächtigkeiten und Willkürakte der modernen Liturgisten zu beherrschen. Die Einmütigkeit der Bischofskonferenz und die Autorität des Kardinal-Primas rettet die Kirche Polens von vielen Willkürakten und freien Entscheidungen so mancher junger Neoliturgisten.

Es wird noch viel Wasser in Tiber, Rhein, Warthe und Weichsel verfließen, bis sich die Gemüter — und zwar die erhitzten — beruhigt haben und man etwas spät oder — „Gott behüte uns" — zu spät zur Einsicht kommen wird, welche Kulturschätze die Kirche, die Kultur im allgemeinen und besonders die Kirchenmusik mit der Liquidation der lateinischen Sprache als Kultsprache der römisch-katholischen Kirche verlieren müssen.

Unsere Generation muß es schaffen, daß die lateinische Sprache als Kultsprache und der kirchenmusikalische Melodienschatz der Gregorianik und Polyphonie in der Folge des II. Vatikanischen Konzils erhalten bleiben. Es lebt doch noch in der katholischen Kirche eine traditionsbewußte Generation, die geduldig, klug und besonnen den Neuaufbau der Liturgie fördern will, gemäß unserem Glaubensbekenntnis: „Credo . . . in unam, sanctam, catholicam et apostolicam Ecclesiam."

Die Zukunft gehört auch der CIMS, die treu ihre Aufgabe erfüllen wird auch in der Sache der lateinischen Sprache. Wie eine gute, aus edlem Erz gegossene Glocke klingen die Worte des „guten Vaters", des Papstes Johannes XXIII., in seinem apostolischen Schreiben zum 50. Jahrestag der Gründung des Pontificio Instituto di Musica sacra (am 8. 12. 1961): „. . . die lateinische Sprache ist nämlich, abgesehen davon, daß sie um ihrer selbst willen in Ehren gehalten werden soll, ein sichtbares und schönes Zeichen der Einheit, da sie mit den heiligen Gesängen der Römischen Kirche aufs engste verbunden

ist. Als ehrwürdige und erhabene Sprache, Muttersprache für die Söhne der Kirche, ihrer Art nach sich leicht den musikalischen Rhythmen einfügend, würdevoll und wohlklingend, mit ihren unverfälschten Worten Schätze der Wahrheit und Frömmigkeit in sich bergend, in der Liturgie autorisiert, muß sie auch in Zukunft den ersten Platz einnehmen ... Bei der feierlichen Liturgie, sowohl in den angesehenen Domen als auch in den kleinen Dorfkirchen, gebührt für immer der lateinischen Sprache das Recht, ihr königliches Zepter und ihre edle Herrschaft zu führen."

Ein Zukunftsprogramm zur Erhaltung der lateinischen Sprache als Kultsprache der Völker wird in der Apostolischen Konstitution „Veterum sapientia" vom 22. 2. 1962 sowie in den Interventionen der Konzilsväter bei der Verteidigung der lingua Ecclesiae einen festen Stützpunkt finden.

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Bedenkenswertes aus anderen Konfessionen

Es geht ... also keineswegs um ein „reichhaltiges Angebot" von Gottesdiensten, um eine „liturgische Speisekarte" sozusagen, aus der sich nun jeder nach Appetit und Geschmack etwas auswählen kann. Auch das gehört ja zur heutigen „kirchlichen Sprachverwirrung", wenn man lautstark von „Gottesdienst als Angebot" spricht: seit wann ist denn „Dienst" ein „Angebot"? Wie lange noch wollen manche Kirchenmänner mit verbissenem Eifer versuchen, das Pferd vom Schwanz her aufzuzäumen? Ihr Patentrezept lautet: Man erfinde „attraktive Gottesdienste", und die leeren Kirchen werden wieder voll! Und so jagt ein „gottesdienstliches Experiment" das andere — aber der große Erfolg bleibt aus. Kein Wunder, denn die wahre Ursache der kirchlichen Misere unserer Zeit ist ja gar nicht der Gottesdienst — so gerne uns das manche Leute immer wieder weismachen möchten. Die Not der Kirche unserer Tage ... heißt „Glaubensnot"! Am Glauben fehlt's! ... Zeigt uns das nicht ein Blick auf die römisch-katholische Kirche? Wo echter und starker Glaube lebendig war, da war auch eine lateinische Messe kein unüberwindliches Hindernis für fromme Teilnahme und Teilhabe am Gottesdienst! Waren die Kirchen dort drüben etwa nicht eindeutig voller, als man die Messe noch lateinisch las? Und das gilt auch für uns: Grundproblem für die Kirche ist .. ihr Glaube! Und wo der rechte und starke Glaube ist, da ist dann auch die Gemeinde, die gemeinsam ihres Glaubens leben will! Das ist neben der „Glaubensnot" die andere Not der Kirche heute: die „Gemeindenot". Wir haben nicht mehr Gemeinden von Glaubenden, wir haben nur noch „Seelenkarteien"! Wo aber Gemeinden von Glaubenden sind, da ist dann auch

Gottesdienst mit Lust und Freude und Fülle!

(Aus: „Monatsgruß der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden Buttenheim und Hirschaid", 21/4 vom 1. 4. 1973)

Das Absinken der kultischen Praxis und Theorie innerhalb der Römischen Kirche nimmt zu, und die vom 2. Vatikanischen Konzil erhoffte Neubelebung blieb nicht nur aus, sondern verläuft weiter, aufs ganze gesehen, negativ und wechselwirkend zur exegetischen, dogmatischen und moralischen Krise. Einer der Faktoren dieser betrüblichen Entwicklung liegt in der Geringschätzung der Göttlichen Tradition, die allerdings sehr tief in die Jahrhunderte zurückgeht, ja geradezu der Verachtung der Tradition und ihrer Werte überhaupt.

Einfach durch päpstliches Apostolisches Schreiben werden die alten Weihestufen reformiert. Das Subdiakonat, die Weihe zum Ostiarier und Exorzisten werden schlicht abgeschafft; Lektor und Akolyth verlieren ihren Weihecharakter. Auch der Taufritus erfuhr kräftige Einschnitte, insbesondere fiel der Exorzismus. Kommentar überflüssig!

(Aus: „Orthodoxie heute", 42/1973)

Rechtfertigt der gegenwärtige Zustand des Katholizismus noch die separate Existenz der Alt-Römisch-Katholischen Kirche? Vor einigen Monaten schrieb mir ein guter Freund unserer Kirche, ein römisch-katholischer Superior, in diesem Zusammenhang: „Innerhalb der katholischen Kirche gibt es auch Katholiken, die dasselbe wollen wie die Alt-Römisch-Katholische Kirche. Sie[1] haben ihren Platz innerhalb der Mutterkirche, nicht außerhalb." Tatsächlich betrachten wir uns vom theologischen Standpunkt aus als innerhalb der katholischen Kirche befindlich. Der Superior dachte sicher an die Idee der Wiedereingliederung in die Römische Kirche, und das ist ernstlich unser Ziel seit der Zeit von Msgr. Williams, welcher die nötigen theologischen Voraussetzungen für eine solche Union durch seine Erklärung von Ostern 1925 schuf, die namens der Alt-Römisch-Katholischen Kirche alle Dogmen der römisch-katholischen Kirche ohne Einschränkung bestätigte . . .

Wie sieht zur Zeit unsere Mutterkirche aus, welche gegenwärtig in eine der ernstesten Krisen ihrer Geschichte verwickelt ist? Hat sich der religiöse Optimismus, der das II. Vaticanum begleitete, als berechtigt erwiesen? Nach den Erklärungen Papst Pauls VI. zu urteilen — keineswegs! Jeder Katholik, der seine Kirche liebt, wird die Erklärungen des Konzils billigen. Aber trotz all der guten Absichten der Konzilsväter, ist das angekündigte und erwartet „Neue Pfingsten" ausgeblieben. Angesichts des weit verbreiteten liturgischen Verfalls, einer offensichtlichen Unsicherheit unter den modernen „Startheologen" in der Interpretation der Lehren des Katholizismus und der bestrittenen kirchlichen Institutionen und Traditionen suchen wir den Ursprung dieser beunruhigenden Entwicklung.

Der radikale Niedergang kirchlicher Berufe, der allgemeine Schwund im religiösen Leben der Gemeinden und der unbestreitbare Verfall kirchlicher Aktivität im allgemeinen sind nach meiner Meinung nur die negative Reflexion eines veränderten theologischen Verständnisses in der römisch-katholischen Kirche. Aber wir als Vertreter der Alt-Römisch-Katholischen Kirche müssen unsere Zweifel hinsichtlich dieser Entwicklung ausdrücken. Obwohl wir die Union als eine autonome Gruppe innerhalb der Römischen Kirche wünschen, werden wir unseren traditionellen katholischen Glauben, unsere Römische Liturgie oder unsere kirchlichen Überlieferungen nicht aufgeben.

[1] nämlich der Adressat (d. Übers.)

Wir sind uns sehr wohl dessen bewußt, daß dieser klare Standpunkt bei einigen Autoritäten der Römischen Kirche wenig populär ist — und nicht bloß da. Wir erinnern uns aber in diesem Zusammenhang daran, daß die Alt-Römisch-Katholische Kirche — trotz der Hoffnungen ihrer Widersacher — bereits seit sechs Jahrzehnten überlebt hat. Laßt uns in Geduld fortfahren! ... Die Zeit arbeitet für uns, nicht gegen uns[2].

(Aus „One Faith" — Spring 1973 — Steenoven Mission House, 16 Aberdeen Road, London, N. 5; Übersetzung aus dem Englischen: J. Z.)

[2] Die Alt-Römisch-Katholische Kirche (Old Roman Catholic Church) ist nicht mit den Alt-Katholiken zu verwechseln. Freilich stammt die Sukzession von den niederländischen Alt-Katholiken: Der „jansenistische" Erzbischof Gerardus Gul von Utrecht weihte am 28. 4. 1908 den früheren römisch-katholischen Priester Arnold Harris Mathew zum Bischof für England, aber bald erfolgte die Trennung Mathews von der alt-katholischen Gemeinschaft der Utrechter Union (1910). Auf Mathew geht die bischöfliche Nachfolge der Old Roman Catholic Church zurück, die dem Erzbischof Paget-King in London untersteht, aber auch in USA und Deutschland Anhänger hat. Eine Darstellung der Geschichte der Bewegung, „The Old Roman Catholic Church — Its History and Purpose" („Imprimatur" vom 6. 1. 1972; zu beziehen bei obengenannter Adresse), stellt die Alt-Römisch-Katholische Kirche als Nachfolgerin der Utrechter Kirche dar. Abweichend schreibt Peter F. Anson in seinem bekannten Buch „Bishops at Large" (London 1964) über Arnold Harris Mathew und „Churches of the Mathew Succession" (Kap. VI und IX). Der in Villingen/Schwarzw. als „Alt-Römisch-Katholischer Titularbischof von Constantia" lebende Pater Georg Schmitz informierte in der Broschüre „Die Alt-Römisch-Katholische Kirche" (mit „Auszug aus ihren Satzungen") über seine Glaubensgemeinschaft (Ostern 1971). Darin findet sich die liturgisch interessante Mitteilung: „Der Gottesdienst unserer Kirche wird nach dem Missale Romanum, Pontificale, Brevier und Rituale Papst Pius' V. in der jeweiligen Landessprache, wo es angebracht ist oder gewünscht wird, auch in Latein vollzogen" (S. 6). Man hört von einer Zunahme der Anhänger der Alt-Römisch-Katholischen Kirche. All dies ist — wie obige Kritik an unseren jetzigen nachkonziliaren Verhältnissen, der kaum zu widersprechen sein dürfte — beachtenswert auf dem Hintergrund der römisch-katholischen Misere.

J. Zimmermann

Ist die Liturgie-Deform noch aufzuhalten?

Von Theodor Kurrus

Über dieses Thema sprach Prof. Dr. Wigand Siebel, Soziologe an der Universität Saarbrücken, am 16. Mai 1973 in Bad Krozingen vor einer größeren Anzahl von Priestern aus Südbaden, Hohenzollern und je einem Vertreter aus den Diözesen Rottenburg und Augsburg sowie einigen Laien, die vom Unterzeichneten eingeladen worden waren, um die mit Prof. Dr. May im Februar begonnene Vortragsreihe fortzusetzen. Der Redner beklagte, daß die Liturgie, in welcher die Kirche ihren höchsten Ausdruck finde und die ihre größte Kraftquelle darstelle, in der Öffentlichkeit nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden habe, um den etwa um 1964 feststellbaren „Knick" in seiner ganzen Tragweite zu erfassen. Jede Änderung des rituellen Verhaltens in der Öffentlichkeit (Beispiel: Ehering) beinhaltet auch einen Wandel im Bekenntnis. Den Begriff des Festes analysierend unter Verwertung soziologischer Erkenntnisse und Kriterien, kam er zum Opfer (= Geschenk) als dem

Höhepunkt des Festes. Mit dieser Gabe ist immer auch eine Botschaft verbunden, wodurch die Gabe Träger einer Botschaft wird. Nie wird das Opfer ohne eine Erklärung überreicht, und sollte diese nur im Niederlegen des Opfers auf dem Altar (nicht Tisch) bestehen. So hat auch die tridentinische Liturgie an der vorangegangenen Überlieferung festgehalten und die Segnung der Opfergaben v o r dem Opferakt in den Offertoriumsgebeten zum Ausdruck gebracht, während im neuen Meßordo erst nach der Wandlung ein Akt der Hingabe erfolge. Dies ist eine schwerwiegende Änderung, zumal auch der Hingabeakt undeutlich, wenn nicht verdunkelt wird, was zu Konsequezen im katholischen Frömmigkeitsleben und womöglich in der Moral führen dürfte. Dabei habe der protestantische Theologe Jeremias in einer neueren Untersuchung gezeigt, daß man Gewandeltes nicht mehr darbringen könne. Eine solche Feststellung ist angesichts der Anpreisung des neuen Meßordo als Frucht moderner soziologischer und religionsgeschichtlicher Erkenntnisse sehr beachtlich. Auf der anderen Seite muß man sich fragen, ob die von Johannes Wagner (Trier) im J. 1967 noch ausgesprochene Warnung vor den Folgen solch problematischer Änderungen von seinen Mitarbeitern überhört wurde. Vernimmt man ferner, daß in Rom mit Mindestanforderungen an neuzuschaffende Hochgebete durch die nationalen Liturgiekommissionen (Kriterien für die Prex eucharistica) bald Grünes Licht zur Legalisierung der zahlreichen, bis jetzt nicht autorisierten Hochgebete und zur Schaffung weiterer derartiger Gebilde gegeben wird, ist Skepsis angebracht, ob sich diese Entwicklung noch aufhalten läßt.

Vor noch nicht allzu langer Zeit wurde im „SPIEGEL" die Auffassung vertreten, die Kirche habe nur dann noch eine Chance, wenn sie ihren früheren Kultus wiederherstelle. Die Rückkehr zur tridentinischen Messe scheint tatsächlich die einzige Alternative zu sein. Doch ist es fraglich, wie die sehr lebhafte Diskussion zeigte, ob die Restauration des Missale von Pius V. so einfach ist wie etwa bei den Benediktinern von Fontgombault. Selbst dann, wenn der Seelsorger aus pastoralen Rücksichten in der Übernahme der liturgischen Neuerungen maßvoll verfährt, so daß Altes neben dem Neuen steht, wird er schon aus Rücksicht auf seine persönliche Frömmigkeit (meditative Versenkung) immer wieder einmal die hl. Messe in der tridentinischen Form feiern müssen. Zudem gestattet ihm dies die momentane Rechtslage in den deutschsprachigen Ländern. Aber auch dann, wenn dem nicht mehr so sein wird, darf sich der Priester angesichts der in den amtlichen Quellen der neuen Liturgie zutage tretenden Rechtsunklarheit in Übereinstimmung mit den allgemeinen Normen des Kanonischen Rechtes seinem Gewissen anvertrauen, ohne den Gehorsam zu verletzen. Es wurde auf das Beispiel heiliger Reformer hingewisen, etwa Ignatius von Loyola, der von der Inquisition in den Kerker geworfen wurde, weil er seinem Gewissen folgend Dinge tat, die vom allgemeinen Verhalten und Verständnis abwichen. Einen großen Teil der Diskussion beanspruchte die Frage nach den wahren Hintergründen der liturgischen „Reformen". Es wurden ganz verschiedene Kreise und Bestrebungen genannt, Verbindungen hoher kirchlicher Persönlichkeiten zu sehr unterschiedlichen Bewegungen usw., doch muß diese Frage wohl offenbleiben. Zu Recht verwahrte sich ein früheres Mitglied eines norddeutschen Ordinariats gegen die Unterstellung, das Konzil oder die Bischofskonferenzen hätten die Verwischung des Opfercharakters der hl. Messe gewünscht. Die sich logischerweise daran anknüpfende Frage, ob die heute

doch einwandfrei, vor allem aus den Übersetzungen herauszulesende Umverteilung der Gewichte — von anderem einmal gar nicht zu reden — überhaupt noch eine zulässige Interpretation dessen ist, was die Konzilsväter wollten, wurde zwar von den Diskussionsrednern mehrfach berührt, aber nicht zu Ende diskutiert. Am Schluß stand die Frage, ob der neue Meßordo wohl eine ebenso unantastbare Kraftquelle in der Verfolgung sein könne wie die Liturgie der russischen Kirche, die seit 56 Jahren unterdrückt wird. Sie ist zu verneinen, wenn man an die Gefahr denkt, die aus den Motivmessen und den selbstverfaßten „Liturgien" droht, die sie den Machthabern Tür und Tor für ihre Ideologien öffnen.

Skandalpfarrer?

Pfarrer Alfred Mayer, Seelsorger in Oberreute (Allgäu), hat am Karfreitag einem Mann die Handkommunion verweigert, der sich nach dem Gottesdienst als Kriegsversehrter vorstellte. Am Karsamstag begründete er vor dem Gottesdienst seine Handlungsweise: Er könne nicht zulassen, daß Hostienteilchen, die er oft auf der Kommunionpatene finde, auf dem Boden zertreten würden. Die Tochter des Touristen machte daraufhin Zwischenrufe, die zu Unruhe in der Kirche führten; diese steigerte sich, als ein Mann aus Oberreute das Mädchen auf die Bank niederzog.

Die Vorgänge wurden in der Presse in völlig verzerrter Form dargestellt:

1. Man beschuldigt den Pfarrer, er habe tatenlos zugesehen, „als die fünfzehnjährige Tochter des Rheinländers in der Kirche verprügelt wurde". — In Wirklichkeit hat der Pfarrer von diesen Vorgängen nichts gesehen. Von Prügelei kann außerdem nicht im entferntesten die Rede sein.

2. Pfarrer Meyer wird ganz allgemein als „Skandalpfarrer" apostrophiert, weil er vor Jahren einen Malergesellen, der sich fälschlicherweise als Priester ausgegeben hatte, die Primiz halten ließ. Da eine ortseingesessene Familie ihn sozusagen als ihren Pflegesohn ausgegeben hatte, den sie schon seit langem kenne und dem sie nach dem (angeblichen!) Tod seiner Eltern eine Heimstatt geboten habe, durfte der Pfarrer annehmen, daß diese Familie den Werdegang des jungen Mannes kennt, und hatte darum auf die Vorlage von Papieren verzichtet. Die betreffende Familie war natürlich genauso getäuscht worden. Ein Priester, der die Verwaltung der Sakramente so ernst nimmt, kann doch schon aus inneren Gründen nur Opfer einer Täuschung gewesen sein, die wohl niemand schmerzlicher empfunden hat als er selbst. Man kann ihm das doch nicht als Skandal anlasten.

3. Es wird dem Pfarrer vorgeworfen, er habe per Zeitungsinserate für seine „Marienmessen" geworben. — In Wahrheit war ohne seine Zustimmung in dem Schweizer Monatsblatt „Das Zeichen Mariens" darauf hingewiesen worden, daß er noch die hl. Messe nach dem Ritus Pius' V. feiere.

Diese Beispiele genügen, um zu zeigen, wie die Presse versucht, einen konservativen Pfarrer zu diffamieren. Die Geschehnisse in der Karwoche werden dramatisiert, journalistisch aufgeblasen

und mit Dingen verquickt, die mit den Vorgängen in keinem Zusammenhang stehen. Wie oberflächlich — milde ausgedrückt — die Presse dabei arbeitet, geht auch noch daraus hervor, daß zwei Zeitungen die auf einem Photo abgebildete Person als Pfarrer Mayer ausgaben, während es sich in Wirklichkeit um zwei Nachbarpfarrer handelte — einmal um den Pfarrer von Ellhofen und das andere Mal um den Pfarrer von Sulzberg/Voralberg.

Leser der UVK, die sich über die Dinge ausführlicher informieren wollen, können von uns eine Darstellung aus der Feder von Pfarrer Joachim Zimmermann anfordern. *A. T.*

Carl Jakob Burckhardt über Johannes XXIII. (4. 6. 1963)

„Ich empfinde viel Anteil für den Papst. Während meiner ganzen Pariser Zeit hatte ich sehr viel persönlichen Kontakt mit ihm, ich hatte ihn ausgesprochen gern. Er ging in die Welt wie ein junger Attaché, man traf ihn überall, vor allem auch im M. R. P.-Salon der erstaunlichen Madame Abrami. Wiederholt ließ er mich in die Nuntiatur kommen, oder er suchte mich auf, wir führten eingehende Gespräche, meist sachlicher Art über zu erledigende Aktualitäten. Er ist weltklug, hätte einen industriellen Konzern leiten können, er ist ein äußerst wohlmeinender und bauernschlauer Bergamaske, er ist von solider Frömmigkeit, im abgekürzten Stil; aber mir scheint, sein gesunder Menschenverstand — auf kurze Sicht genau, auf lange Sicht wohl nicht sehr scharf — lasse ihn den Wert gewisser unzeitgemäßer, spezifisch katholischer Arkane verkennen. Die Fähigkeit des Wunderglaubens, die Scheu vor dem Sakralen sind seine Sache nicht. Er ist ein gottesgläubiger Rationalist, mit schönstem Streben der sozialen Gerechtigkeit dienend, wobei er die Neigung hat, allen ähnlichen Bestrebungen aus ganz entgegengesetzten Lagern weitgehend die Hand zu reichen. Es ist, ohne daß er es weiß, viel vom Gedankengut des 18. Jahrhunderts in ihm, mit einer nachwirkenden Risorgimentostimmung verbunden. Er ist gütig, offen, humorvoll, sehr fern vom christlichen Mittelalter; auf dem Wege über die französischen „Philosophen" ist er zu ähnlichen Ergebnissen gelangt wie die Reformatoren, ohne ihre metaphysische Passion. Er wird viel verändern, nach ihm wird die Kirche nicht mehr dieselbe sein. Vielleicht wird er am Ende seiner Tage die Furcht kennen lernen. Liebenswert, auch bewundernswert bleibt er."

Quelle: Briefwechsel zwischen Max Rychner und Carl J. Burckhardt, herausgegeben von Claudia Mertz-Rychner (S. Fischer Verlag).

Wagen wir vor Christus ein Lachen!

Unter dieser Überschrift berichtet die Kirchenzeitung des Bistums Münster „Kirche und Leben" (12/73, S. 16) von einem Ereignis in der Pfarrkirche St. Mauritius in Enniger: Vom Karnevalssonntag bis Aschermittwoch hing über dem Altar das Bildnis eines Clowns — eine zweimal drei Meter große Kopie

eines Werkes von Buffet. Eine Abbildung davon findet sich im Kirchenblatt mit einem Begleittext von Pfarrer Alfons Buttgereit. Dieser bringt Gedanken, die in den Meßtexten und in der Predigt zum Ausdruck gekommen waren:

Der Clown wird charakterisiert als „Abbild der herausgestoßenen und immer wieder gedemütigten Kreatur . . ., jener Mensch, der im Augenblick seines Scheiterns den Schimmer des Erlöstseins nicht verliert . . ." Er besitzt jene „unerschütterliche Lebenshoffnung, über die eigentlich nur der Christ verfügt". Man liest ferner: „Daß die erste Kreuzesdarstellung, die wir überhaupt aus der Geschichte kennen, ein gekreuzigter Christus mit einem Eselskopf ist, das ist mehr als nur eine grausame Parodie."

„Christus, der Clown, der Mann der Schmerzen, er ist genau die Mitte zwischen Spaß und Ernst, zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Christus, der Gekreuzigte, das ist die Tragödie des Menschseins. Wir stehen davor und — weinen. Christus, der Clown, das ist die Komödie des Menschseins, wir sehen ihn an und — wir lachen, und damit ergreifen wir gerade noch den letzten Zipfel unserer unbesiegbaren christlichen Hoffnung. . . . Darum schauen wir diesem Christus-Clown ruhig ins Gesicht, weisen wir Ihn auf unser Leid hin, aber wagen wir vor Ihm auch unser befreiendstes Lachen!"

In Nr. 15 derselben Kirchenzeitung (vom 15. 4. 1973) finden sich dann unter den Leserbriefen einige kritische Stimmen. Wir veröffentlichen die von Dr. Hugo Kramer, Gelsenkirchen:

Was Balthasar Fischer in der Zeitschrift „Gottesdienst" 4/73 zum Thema „Karneval im Gottesdienst" geschrieben hat, muß m. E. auch für die Darstellung Christi als Clown in der Pfarrkirche von Enniger (KuL 12/73) gelten: „Daß man es nie und unter keinen Umständen so machen kann, das möchte dieser Artikel so eindeutig und so unumwunden wie nur möglich sagen."

Trotz der geistreichen Gedanken, die Pfr. Buttgereit dazu vorgebracht hat, ist das Bildnis Christi als Clown über dem Altar von St. Mauritius in Enniger deplaciert. Noch gilt der Canon 1279 des kirchlichen Gesetzbuches, der auch innerlich begründet und vernünftig ist:

1. Niemandem ist es erlaubt, in einer Kirche ungewöhnliche Bilder aufzustellen, wenn sie nicht vom Ortsbischof genehmigt sind.

2. Der Ortsbischof aber darf heilige Bilder zur öffentlichen Verehrung der Gläubigen nicht genehmigen, wenn sie mit dem erprobten Gebrauch der Kirche nicht übereinstimmen.

3. Niemals darf der Ortsbischof zulassen, daß in Kirchen Bilder mit falschen Glaubensaussagen ausgestellt werden, oder solche, welche die nötige Schicklichkeit und den schuldigen Anstand vermissen lassen oder den Ungebildeten Anlaß zu gefährlichem Irrtum bieten.

Wer Christus als Clown ansieht und darstellt, befindet sich „in schlechter Gesellschaft": Herodes Antipas war wohl der erste, der den Herrn als Narren behandelte und ihn mit einem Narrenkleid zu Pontius Pilatus zurückschickte; die römische Kohorte verstand den Spott und staffierte ihn als Narrenkönig aus; dann kam in der römischen Verfolgungszeit die blasphemische Darstellung mit einem Eselskopf (was hat wohl der Pfarrpatron St. Mauritius zu dieser zeitgenössischen Karikatur des Kyrios gesagt?).

Aber das waren ungläubige Heiden, für die das entschuldigende Wort Jesu gesprochen wurde: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Für Heiden ist nach den Worten des heiligen Paulus das Kreuz eine Torheit; für uns aber, die berufen sind,

Gottes Kraft und Weisheit. Wenn diese heidnische Sicht von Christus die Clown-Darstellung legitimieren soll, dann dürfte man Christus auch als Teufel darstellen, weil einige Pharisäer gesagt hatten: „Er hat einen bösen Geist; er ist vom Teufel." Wo wäre die Grenze für solche abwegigen Gags in der Kirche? Für uns ist und bleibt Christus: Gott, hochgelobt in Ewigkeit! Und das muß auch in allen bildlichen Darstellungen zum Ausdruck kommen.

Die Wesensverwandlung ist unabdingbar

Die folgende Stellungnahme von Prof. Dr. Albert Brandenburg zu dem Memorandum der ökumenischen Universitätsinstitute entnehmen wir der Zeitschrift „suchen und finden" (Heft 5. 22. Jg., Mai 73), die ihrerseits einem KNA-Bericht folgt.

Das Memorandum „Reform und Anerkennung kirchlicher Ämter" und die in dem gleichnamigen Buch enthaltenen Begründungen der sechs ökumenischen Universitätsinstitute erreichen ihren Kulminationspunkt in These 23. Sie lautet: „Da einer gegenseitigen Anerkennung der Ämter theologisch nichts Entscheidendes mehr im Wege steht, ist ein hauptsächliches Hindernis für die Abendmahlsgemeinschaft überwunden. Wo ein gemeinsamer Glaube an die Gegenwart Jesu Christi im Abendmahl vorhanden ist, ist eine gegenseitige Zulassung zum Abendmahl möglich" (S. 25).

Immer wieder wird versichert, daß es trennende Unterschiede in der Lehre vom Amt nicht mehr gebe, und darum könne auch die Abendmahlsgemeinschaft freigegeben werden. Dem ganzen Unternehmen aber liegt ein empfindlicher methodischer Fehler zugrunde. Es werden Teilgrößen, in denen sich zwar das Ganze spiegelt, aus dem gesamten Komplex miteinander verglichen — hier also das Amt —, und dann werden Konsequenzen gezogen, die noch nicht zu ziehen sind. Es wird so getan, als ob mit der vermeintlichen Deckungsgleichheit der Ämter auch andere Lehren übereinstimmen würden. Das ist durchaus nicht der Fall.

In der Eucharistielehre gibt es grundlegende Unterschiede zwischen katholischer und evangelischer Auffassung. Das Konzil von Trient kann nicht übersehen werden. Die 11 Canones aus der 13. Sessio grenzen die katholische Lehre von der Eucharistie gegen den protestantischen Lehrbegriff ab; in ihnen ist das Glaubensbewußtsein des Konzils niedergelegt. Canon 1 und 2 bekräftigen den Glauben an die Realpräsenz und die Lehre von der Wesensverwandlung. Die Diskussion über diese Wesensverwandlung wurde vor allem durch den Vortrag Melchior Canos vertieft (Concilium Tridentinum VI 1,124 ff).

Der Canon 2 lautet: „Wenn jemand sagt, in dem hochheiligen Sakrament der Eucharistie bleibe die Wesenheit des Brotes und Weines zugleich mit dem Leibe und Blute unseres Herrn Jesu Christi, und wenn er leugnet jene wunderbare und eigenartige Umwandlung des ganzen Wesens des Brotes in den Leib und des ganzen Wesens des Weines in das Blut, während nur die Gestalten von Brot und Wein bleiben, welche Wandlung die katholische Kirche sehr passend Wesensverwandlung nennt, der sei ausgeschlossen."

Die anderen Canones — es sind insgesamt 11 — gruppieren sich um can. 2 und sind Schlußfolgerungen aus ihm. Die Gegner Melchior Canos wenden ein, daß transsubstantiatio ein „neues Wort" im kirchlichen Sprachgebrauch ist. Man muß einräumen, daß es neu zu sein scheint, aber sein Inhalt entspricht dem ständigen Glauben der Kirche. Augustinus hatte schon die Meinung vertreten, es sei durchaus angebracht, daß zur Abwehr einer neu entstandenen Häresie neue Worte gebraucht werden. Es muß aber gesagt werden, daß das Wort transsubstantiatio nicht zum Glaubensinhalt gehöre, wenn es auch von einem Allgemeinen Konzil (IV. Laterankonzil) gebraucht worden ist, jedenfalls nicht in dem Sinne, daß, wer es zurückweist, als Häretiker zu gelten hat. „Häretiker ist, wer lehrt, daß das Brot nicht in den Leib Christi verwandelt wird (panem non converti in corpus Christi)" (H. Jedin, Geschichte des Konzils von Trient, 3. Band, S. 271).

Für den Dialog mit evangelischen Gesprächspartnern und also auch für die Diskussion um das Buch über die Ämter gelten daher folgende Grundsätze:

Es geht nicht um den anstößigen Ausdruck transsubstantiatio; er ist grundsätzlich verzichtbar (trotz des aptissime des Konzils), unverzichtbar aber ist das converti, also die conversio, die Wandlung.

In den Canones des Konzils von Trient spricht sich das Verständnis der Kirche aus. Die Sache ist klar, das muß mit Bestimmtheit gesagt werden. Man kann sich nicht berufen auf eine zeitgebundene Sprache. Die gemeinte Sache ist ringsum angegangen, so daß Eindeutigkeit des Verständnisses erreicht ist.

Bei Luther ist ein Ringen um das rechte Verständnis da. Man kann die bei Luther sich entwickelnden und damit variierenden Anschauungen nicht auf einen Nenner bringen: Das Wort transsubstantiatio lehnt er ab, nicht aber eine mutatio oder conversio. Darin unterscheidet er sich ganz eindeutig von den heutigen Protestanten, auch den Trägern seines Namens.

Heute wird die conversio ganz allgemein abgelehnt. G. W. Locher (ev.) schreibt in einem soeben erschienenen Büchlein in der Reihe der theologischen Studien: „Alle Protestanten sind sich einig: Brot ist Brot und Wein ist Wein" (18). Das ist ein starkes Wort, obgleich damit nicht die ganze evangelische Abendmahlslehre beschrieben wird. Wer in der ganzen Breite die evangelische Theologie durchgeht, angefangen etwa von W. Stählin, einem, wie man sagt, „katholisierenden" evangelischen Bischof, über Peter Brunner und Wolfhart Pannenberg, Gert Otto und über die Leuenberger Konkordie findet übereinstimmend die Aussage, daß es keine conversio gebe, also keine Wandlung. Wir sind gerade heute dabei, diese Tatsache festzustellen und auszuwerten.

Aus alledem ergibt sich, daß eine kirchentrennende Unterscheidung zwischen katholischer und evangelischer Lehre im Abendmahlsverständnis vorhanden ist. Bei Luther war noch das Festhalten am Glaubenswort der Heiligen Schrift. Er erklärte: Das Wort ist zu gewaltig, als daß wir nicht das Ist ernstnehmen müßten.

Ein weiteres ergibt sich: Wäre wirklich eine Übereinstimmung in der Ämterfrage erreicht, genügte sie also nicht, um diese Konsequenz der These 23 auszusprechen. Daraus ergibt sich wiederum, daß diese Konklusionstheologie unhaltbar ist. Man kann als katholischer Christ, der im Bekenntnis und mit dem Blick auf die Entscheidung eines unfehlbaren Konzils treu zu seiner Lehre steht, die These 23 nicht vertreten.

Konsubstantiation — Transsubstantiation

In der gemeinsamen Erklärung von Bischof Tenhumberg und Präses Thimme (Nr. 10, S. 29) über „Wege der Kirchen zueinander" heißt es im Abschnitt „Gemeinsame Voraussetzungen im Verständnis der Eucharistie" 1.e): „Unter Brot und Wein läßt er (Christus) sich in seinem für alle in den Tod gegebenen Leib und in seinem für alle vergossenen **Blut von uns aufnehmen."**

Ich kann in dieser Formulierung keine gemeinsame katholisch-evangelische Lehre erkennen, sondern nur die Lehre Luthers, wonach Christus „in, mit und unter dem Brot" gegenwärtig ist. Etwas später 2.b) wird dann diese Auffassung auch ausdrücklich als evangelische Unterscheidungslehre bezeichnet: „Nach evangelischem Verständnis schenkt sich der gekreuzigte und auferstandene Herr im Heiligen Abendmahl in seinem Leib und seinem Blut unter den Elementen von Brot und Wein."

Die katholische Transsubstantiationslehre von der Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi unter Beibehaltung der äußeren Gestalten wird zwar im Abschnitt „Verschiedene Ausprägungen im Verständnis der Eucharistie" richtig dargestellt, aber in der vorhergehenden „gemeinsamen Voraussetzung" fälschlich mit der lutherischen Konsubstantiationslehre gleichgesetzt. Es ist jedoch ein großer Unterschied zwischen den Aussagen „Brot und Wein bleiben, was sie sind" und „Von Brot und Wein verbleibt allein Gestalt und Schein".

Von der oben zitierten „gemeinsamen Voraussetzung im Verständnis der Eucharistie" gilt m. E. dasselbe, was Kardinal Journet von der Übereinkunft von Dombes erklärt hat: „Vom protestantischen Standpunkt aus ist die obige Darstellung der sakramentalen Gegenwart Christi vollkommen klar und annehmbar, doch als Darlegung von Katholiken für Katholiken scheint sie eigens darauf abgestellt zu sein, diese das Dogma von der Transsubstantiation vergessen zu machen." Und Weihbischof Degenhard schrieb im „Anzeiger für die katholische Geistlichkeit" 1/73, S. 6: Wenn nur vom Brot gesprochen wird, „so muß der Verdacht entstehen, daß die katholische Auffassung, in der Kommunion werde der Leib Christi unter der äußeren Gestalt von Brot gegeben, verdunkelt werden soll".

Vorstehenden Leserbrief von Dr. Hugo Kramer, Gelsenkirchen, entnahmen wir dem „Rheinischen Merkur" vom 23. 3. 1973.

Msgr. Dr. August Burk

Prof. Dr. Alfred Wendehorst (Erlangen) schickte uns zum sechzigjährigen Priesterjubiläum von Msgr. Burk folgende Laudatio zur Veröffentlichung in der UVK. Es ist gewiß nicht problemlos, in unserer Zeitschrift solche biographischen Würdigungen von lebenden Priestern zu bringen, die unter Umständen ihre Arbeit nur gefährden. Der nun etwas verspätet erscheinende Beitrag ist uns aber in einer bestimmten Hinsicht wichtig: Viele ältere Priester resignieren

in der heutigen Situation und gehen vorzeitig in Pension. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn sie dem dauernden Druck eines progressistischen Gemeinderates oder häretischer Kapläne ausgesetzt sind. Die folgenden Zeilen bieten einen Beweis dafür, wie dankbar wir katholischen Laien für jeden rechtgläubigen Priester sind, der sich dem fragwürdigen Zeitgeist ***nicht beugt.***

In einer ähnlich unruhigen Zeit wurde die heilige Hildegard von Priestern und Ordensleuten oft um Rat gefragt, ob sie nicht vom Amte zurücktreten sollten. Da bittet ein Abt um ein ermunterndes Wort in seinem Kleinmut. In ihrem Antwortschreiben finden sich die Worte: „Der rechtschaffene Lehrer ist weit nützlicher als der übrige Schwarm ... Hüte dich also, lässig zu werden in der Leitung, solange Du auch nur noch ein Auge des Lebens hast."

Die Marienkapelle am Markt zu Würzburg ist zwar nicht ganz das geometrische Zentrum, aber doch so etwas wie das Herz der Stadt. Wer sie wochentags oder (besser noch) sonntags um 10 Uhr betritt, wird der Wahrheit des Satzes von Jean Anouilh inne: „Schönheit ist eines der seltenen Wunder, die unsere Zweifel an Gott verstummen lassen." Täglich um 10 Uhr nämlich feiert Msgr. Dr. Dr. August Burk in der Marienkapelle, deren Rektor er seit dem Jahre 1960 ist, mit zahlreichen Gläubigen die heilige Messe nach dem Missale Papst Pius' V. Sonntags ist es dem pünktlich Kommenden selten noch möglich, einen leeren Platz zu finden.

Es ist nicht nur die tridentinische Messe, die viele von nah und fern, auch von sehr fern, anzieht; auch die Ansprachen, die Prälat Dr. Burk hält, der am 28. Juli 1972 sein diamantenes Priesterjubiläum begehen konnte, üben eine magnetische Wirkung aus.

Denn der Jubilar war immer so aktuell, wie die ewigen Wahrheiten aktuell sind. Und er hielt es stets mit dem Apostel Paulus, der im 2. Brief an Timotheus (4.2) schrieb, der Adressat solle das Wort Gottes verkünden, sei es gelegen oder ungelegen, und der im 1. Korintherbrief (1.23) bekannte, daß der Herr den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit sei. Als Pfarrer und Bischöflicher Kommissar in Meiningen (1930—1937), dem Hauptort der thüringischen Diaspora des Bistums Würzburg, nahm er tapfer Stellung gegen braune Kommandos, die glaubten, die katholische Kirche abbrechen zu können. Als Rektor der Marienkapelle nimmt Prälat Dr. Burk genauso tapfer Stellung gegen die Abbruch-Kommandos, die seit Ende der sechziger Jahre im Innern der Kirche tätig sind. Sein Monumentum aere perennius werden die kritischen Worte bleiben, die er in eine wirre Zeit gesprochen hat. Die Nachwelt wird dies besser beurteilen können als wir alle und vielleicht auch er selbst.

Glasklar und erschütternd zugleich war seine Predigt zum Weihnachtsfest 1970 über den Satz aus dem Credo: Et incarnatus est de Spiritu Sancto ex Maria virgine. Er wird nicht müde zu betonen, daß Jacques Maritain recht habe, der sagte, man könne, wenn man durchaus wolle, eine Violine eine Flöte nennen. Auf die heutige Situation der Kirche bezogen bedeute dies: man könne, wenn man durchaus wolle, katholisch nennen, was herkömmlich als unkatholisch zu bezeichnen sei. Prälat Dr. Burk spricht gegen den Fortschritt in die falsche Richtung, gegen die zweite Auflage der Aufklärung von Anno 1780, die den Menschen und sein naturhaftes Glücksstreben in den Mittelpunkt gestellt, d i e Wahrheit aber verdunkelt habe.

Prälat Dr. Burk hat sowenig Sorge um seine persönliche Fama wie Franz von Assisi, der Pfarrer von Ars oder Charles de Foucauld. Sie wäre auch überflüssig. Das gläubige Volk, wohl empfindend, daß es täglich um 10 Uhr in der Marienkapelle am Markt zu Würzburg statt theologischer Steine das Brot des Lebens erhält, spricht, wenn es nach der heiligen Messe aus der Kirche tritt, von „unserem Herrn Prälaten" mit jener Bewunderung, die nur dem Charismatiker entgegengebracht wird, aber zugleich ein wenig sorgenvoll, da der Herr Prälat, obwohl im Gespräch geradezu jugendlich wirkend und auch körperlich noch gesund, so doch nicht weniger als 83 Jahre alt ist.

Der Rektor der Würzburger Marienkapelle hat in einem, wie es scheint, dem Chaos geweihten Zeitalter im Verein mit anderen „silencieux de l'église" an seiner Stelle dazu beigetragen, der Kirche über eine gefährliche Krise hinwegzuhelfen. Er hat in einem bedenklichen Augenblick der Kirchengeschichte „seiner Gemeinde" nicht nur jenes wichtige Intervall gewährt, ohne das die Kirche ihre Kräfte nicht hätte sammeln, nicht hätte erneuern, sich nicht hätte besinnen können, sondern auch der wahren Reform den Weg gebahnt.

Denn die wahre Erneuerung der Kirche besteht nicht in jenem Verbalismus und Aktionismus, den das synodale Prinzip hervorbringt, sondern erwächst aus Gebet und Opfer.

Ist es wirklich ein irdischer Wunsch, den Herrn darum zu bitten, daß Prälat Dr. Burk uns noch sehr lange erhalten bleibe?

Die Gottesdienste auf dem 9. Kongreß von Lausanne

Über den vom „Office international", Paris, organisierten Kongreß, der vom 13. bis 15. April in Lausanne stattfand, brachte die „Deutsche Tagespost" vom 1./2. Mai einen Bericht von Dr. Inge Köck. Das Thema der diesjährigen Tagung war „Die Erziehung des Menschen". Wir bringen aus dem Artikel nur den Schlußabsatz.

Inge Köck spricht von den 1500 vorwiegend jugendlichen Teilnehmern (insgesamt waren es 3600 Menschen), die zum erstenmal an diesem Kongreß teilnahmen und fährt dann fort:

Sie fügten sich sofort in das Ganze ein. Sie wunderten sich auch nicht sichtlich über die vielen und langen Gottesdienste: Abendmesse am Vortag (im Lyoner Ritus oder im tridentinischen, der sich von jenem kaum unterscheidet); Messe im Lyoner Ritus am Freitagmorgen, abends Sakramentsandacht; am Samstag Messe im dominikanischen Ritus, abends Rosenkranz, alles lateinisch, was schon durch die Vielsprachigkeit der Teilnehmerschaft notwendig ist; am Palmsonntag Messe des einzigen freien Bischofs, der durch die kommunistische Regierung und die orthodoxe Kirche (Patriarch Justinian!) offiziell abgeschafften griechisch-unierten Kirche Rumäniens im rumänisch-byzantinischen Ritus mit hervorragendem Chor, über zwei Stunden lang; abends zum Schluß des Kongresses Vesper mit allen Psalmen, Sakramentsandacht und zuletzt die herrlichen „Karolingischen Akklamationen" der alten Krönungsfeiern, wieder fünfvier-

tel Stunden. Sie wunderten sich auch nicht über die knieende Kommunion der Tausende, die übrigens so glatt und relativ schnell ging, daß man über die Begründung der Stehkommunion mit der „größeren Schnelligkeit" nur lachen kann, und sie knieten sich auch zur Wandlung und zur Danksagung nach der Kommunion wunderschön zwischen ihren Stühlen hin wie alle anderen auch. Von mir befragt, ob ihnen die dreieinhalb Stunden am Sonntag nicht zuviel waren, meinten die Neuen um mich herum: „Keine Minute zu lang!"

Man sieht, wie die Jugend ist, oder wie sie wäre, wenn. Ich glaube der Kongreß war neben vielem anderen auch ein Beispiel für die Erziehung der Menschen — durch den Gottesdienst.

Verzeichnis einiger Autoren:

Prof. Dr. Tibor Gallus S. J., 8441 Kostenz/Post Sr. Englmar;

Geistl. OSTR. Dr. Hugo Kramer, 465 Gelsenkirchen, Skagerrakstr. 36;

Pfarrer Dr. theol. Theodor Kurrus, 7801 Tunsel üb. Freiburg/Br.;

Dr. Johannes Madey, 479 Paderborn, Friedrichstr. 19;

Msgr. Prof Domkapellmeister Gerard Mizgalski, Poznam 22, ulica Mieszka Nr 1, Polen;

Msgr. Prof. Dr. Rudolf Peil, 5074 Odenthal, Buchmühle 1;

Dr. Andreas Schönberger, 663 Saarlouis, Reneauldstr. 38;

Prof. Dr. Alfred Wendehorst, 852 Erlangen, Kochstr. 4;

Pfarrer Joachim Zimmermann, 4 Düsseldorf-Gerresheim, Gräulinger Str. 38.